

Otto Seidl
Skräddarevagen 4
63223 Eskilstuna
Schweden

360:Sei20306.Zeu

Otto Wahrlich
Lindenplatz
Graslitz
Königreich Böhmen

Deutscher Sozialdemokrat in der CSR der Zwischenkriegszeit - die Rettung nach Schweden - von Beneš verraten - als deutscher Schwede in der neuen Heimat eingebracht

Zeitzeugenbericht mit einer Karte auf Seite 23 und einer Inhaltsübersicht am
Schluss

1.0 Kindheit während des 1. Weltkriegs

1.1 Der Umzug

Erste inselhafte Erinnerungen gehen zurück bis in den April 1916. Damals war ich ziemlich genau drei Jahre. Am 3. April 1913 war ich geboren, als zweites Kind. Mein Bruder Max war schon 1909 zur Welt gekommen.

Ich erinnere mich also auf einem Schrank zu sitzen, der wiederum auf einem Wagen lag. Dort saß ich an höchster Stelle und überblickte vorn Frauen ziehend – unter ihnen auch meine Mutter – und hinten u.a. schiebend meinen Großvater. Pferde gab es für uns in Graslitz (Kraslice) keine. Heute weiß ich, dass ich damals auf dem spärlichen Umzugsgut meiner Mutter hockte. Sie zog mit Max und mir aus dem Zimmer am Lindenplatz, wo wir bis dahin gelebt hatten, in die Schönwerther Straße. Dort bezogen wir eine Wohnung mit einem Zimmer und Küche. Das Gebäude war eigentlich ein Einfamilienhaus,

Es gab sicher nicht viele Sudeten=deutsche, die einen schwedischen Rock trugen. Dieses Bild beweist, dass ich zu den wenigen gehöre. **1949 leistete ich einen halbjährigen Militärdienst** bei einem Panzerregiment in Strängnes ab. Etwa einen Monat wurde ich an der Waffe ausgebildet. Dann wurde bekannt, dass ich mit Musikinstrumenten viel besser umgehen kann und der Vorgesetzte stellte mich zum Militärorchester ab. Es bestand aus etwa 30 Mann. Ich spielte dort auch nach der Ausbildung weiter. In den siebziger Jahren wurde es leider aufgelöst.

Den Wehrdienst musste ich ableisten, weil ich ein Jahr zuvor **die schwedische Staatsbürgerschaft** angenommen hatte, nicht als Tscheche oder gar als Sudetendeutscher, sondern als Staatenloser. Wie es zu dieser kuriosen Situation kam, schildere ich in Kap. 22.2



eingeteilt in drei Kleinstwohnungen, die armen Leuten wie uns erschwinglich waren, mit Toilette und Wasser natürlich am Gang. Diese Wohnung und die Schönwerther Straße sollten Lebensmittelpunkt meiner Jugend werden.

1.2 Mein Vater

An ihn erinnere ich die erste Begegnung. Das war kurz nach dem Umzug im Herbst desselben Jahres. Ich spielte hinter dem Haus am Hof. Dennoch fiel mir ein Mann in Uniform auf, der in voller Ausrüstung am Gartenzaun entlangging. Kurz darauf rief mich die Mutter in die Wohnung. Da saß der Uniformierte, schaute mich liebevoll an und hob mich auf den Schoß. Das war mein Vater Richard Seidl (1885), der meine Mutter, Marie Wahrlich (1889), in einer Kriegshochzeit 1914 vor dem Einrücken noch geehelicht hatte. So war ich zwar ein geborener Wahrlich, trug aber seit dieser Kriegshochzeit den Vaternamen Seidl.

Vater, Jahrgang 1885, kam einigermaßen glimpflich durch den Ersten Weltkrieg. Irgendwie war es ihm gelungen, Offiziersdiener bei Max Beutler von Heldensleben zu werden. Als solcher muss er ihm bei einer Verwundung mal sehr behilflich gewesen sein. Ich meine, man erzählte, er habe ihm das Leben gerettet, als er ihn nach einer schweren Verwundung aus den vorderen Linien nach hinten brachte. Er blieb dann bei Beutler, als dieser später vor allem in der Etappe eingesetzt wurde. Vater geriet – wahrscheinlich aus diesem Grund – nicht in Gefangenschaft und war nach dem Krieg bald daheim. Vielleicht blieb mir durch diese Umstände mein Vater überhaupt erhalten.

1.3 Der Kaiser kommt nach Graslitz

Es klingt heute, 89 danach, unwirklich, aber Kaiser Karl I. hatte während seiner kurzen Regentschaft von 1916 bis zu seiner Abdankung tatsächlich Zeit nach Graslitz zu kommen. Dass er überhaupt wusste, dass unser ärmlicher Flecken am äußersten Ende seines Reiches existierte? Solche Gedanken kann ich mir natürlich erst heute machen. Damals, im Frühjahr 1917, erinnere ich nur, dass wir wieder im Hof spielten, als Mutter rief: „Komm rein Otto, wir ziehen uns an, der Kaiser kommt!“ Wir gingen hinunter nach Mittelgraslitz, standen an der Straße und warteten auf den Kaiser und die Kaiserin Zita, die mit ihm in der Kutsche saß, irgendwie unter anderen vorüberfahren. Das ging dann sehr schnell. Am Jubel der Menschen merkten wir, dass es der Kaiser gewesen sein musste..

Heute, wo ich das erstmals aufschreibe, merke ich, dass ich nicht wirklich weiß, weshalb er nach Graslitz kam. Wir waren doch für den Kaiser eigentlich alle kleine, unwichtige Leute am Rande des Reiches. Vielleicht kam er auch deshalb, um zu sehen, wie die einfachen Menschen seines Reiches lebten – noch lebten; denn der Krieg im vierten Jahr brachte es mit sich, dass wir nicht nur unter der Armut litten – wie üblich – sondern noch fühlbarer unter dem Hunger.

Der wirkliche Grund steht aber sicher in irgendwelchen Büchern der Historiker aufgeschrieben. Damals waren mir die Habsburger kein Begriff, aber auch in den Jahren danach ahnte ich noch nicht, dass mir die Nachkommen des Kaisers einmal ins Blickfeld geraten würden. Der Sohn dieses Kaisers Karl, Otto von Habsburg, knapp ein Jahr älter als



Meine 2. Bürgerschulklasse in Graslitz (Kraslice) 1925-26. Wir sind also im 7. Schuljahr. Links steht **Josef Czech**, in der Bürgerschule einer unserer Lehrer. **Ich, Otto Seidl**, bin deutlich erkennbar, nämlich als der, der unter dem Schüler am Beginn des hinteren Drittels herausschaut, der groß hinten rechts vor der Karte des Deutschen Reiches steht.

Außer dem **Oskar Künzel**, den 3. von links in der 1. Reihe, kann ich kaum noch einen auf dem Bild namentlich ausmachen. Er ging damals am 22. September 1938 übrigens nicht mit uns auf die nächtliche Flucht nach Chodau (Kap. 10). Sein Schicksal ist ein Beispiel dafür, was auch uns geblüht hätte, falls wir uns damals nicht abgesetzt hätten. Die Gestapo holte ihn nach dem Einmarsch am 27.9. aus der Wohnung in Rothau zum Verhör, mit erhobenen Händen. In einer Kolonne ähnlich Betroffener wurde er zur weiteren „Behandlung“ nach Graslitz ins Gefängnis abgeführt. Er war mutig genug, beim Marsch durch den Wald einen Fluchtversuch zu wagen. Schüsse der Gestapoleute verletzten ihn am Bein. Dennoch entkam er. Bei Freunden in Rothau fand er zunächst Unterschlupf. Ihm gelang die Flucht über Prag nach England. Dort blieb er. Ich begegnete ihm später oft in Brannenburg, wo sich die Seligergemeinde regelmäßig traf. Letztes Jahr ist er leider verstorben.

Auch Anton Stark, der mir ca. 12 Jahre später im September 1938 so betont feindlich gegenübertrat und vor mir den Dolch ins Brett der Drehbohrbank stieß (Kap. 9), müsste drauf sein. Ich kann ihn nicht mehr mit Sicherheit erkennen. Es ist eben schon 70 Jahre her. Vor knapp 60 Jahren bin ich ganz aus dem Lebenskreis dieser damaligen Kameraden getreten. Unter ihnen war außer Oskar keiner, der 1938 den Weg mit uns nach Schweden ging. Ob einer von ihnen nach Kanada gelangte, wurde mir jedenfalls nicht bekannt. Die meisten von ihnen waren aber gewiss im 2. Weltkrieg. Ob viele aus ihm zurückkamen? Gern würde ich das glauben, aber ich fürchte, dem ist nicht so.

Ich füge das Bild aber meinem Bericht nicht nur bei, dass mich ihre erwartungsvollen Gesichter noch einmal anschauen können. Das Bild ist darüber hinaus ein interessantes Zeitzeugnis. Weit über 60 Schüler sitzen hier in der Klasse,

dennoch macht der Lehrer keinen verzweifelten Eindruck. Und wie ordentlich sind die Schüler gekleidet? Außerdem beherrschten die Lehrer offenbar schon die Grundelemente des Lehrens. Im Klassenraum sind entsprechende Anschauungsmittel eindrucksvoll präsent.

ich, ist eine der Respektspersonen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Er hat immer wieder gezeigt, dass er uns Sudetendeutschen wirklich zugetan ist. U.a. bin ich ihm einmal in Wien am Sudetendeutschen Tag 1978 begegnet. Seine Kinder scheinen durchaus zu versuchen, in seine Fußstapfen zu treten, auch seine Tochter Walburga. Erst vor wenigen Jahren ehelichte sie den Grafen Douglas, einen Schweden, der hier in der Nähe von Stockholm in Söderman-Land auf seinen Besitzungen eine Pferdezucht und einen Reitstall betreibt.

1.4 Das Ende des Ersten Weltkriegs

Ich kann es nur an einer Sache festmachen. Aus irgendeinem Grund erinnere ich, dass Münzen für einige Zeit nichts mehr galten. Wie es mit Geldscheinen war, weiß ich nicht. Damit hatten wir weniger zu tun. Merkwürdigerweise benutzten die Leute aber Briefmarken als Zahlungsmittel, ungebrauchte natürlich, für eine Übergangszeit.

2.0 Die Volks- und Bürgerschule

Im Herbst 1919 trat ich mit dem ersten Jahrgang der Republik in Untergraslitz in die Volksschule ein. Das war eine von den drei größeren Graslitzer Schulen. In Unter- und Obergraslitz gab es je eine Volksschule, in Mittelgraslitz die Bürgerschule. Unser Klassenlehrer in den Volksschuljahren war Anton Meyerl. Heute weiß ich, dass er ein guter Lehrer war. Er kam fast ohne Rohrstock aus. Das ist auch deshalb erstaunlich, weil wir in den einzelnen Klassen sehr viele Schüler waren. Damals hielten wir das nicht für erstaunlich. Es war eben nicht anders. Wenn ich heute die Klassenbilder anschau, die ich noch besitze, ist es fast unglaublich. Wir waren über 60 Schüler in eine Klasse. Das überschritt die Kapazität der Klassenräume. Es gab zu wenig Sitzplätze. Auch das Problem wurde gemeistert. Überzählige Schüler mussten stehen. Die Unbequemlichkeit wurde verteilt. Die, die stehen mussten, wechselten sich mit den Sitzenden im rotierenden System ab.

Nach fünf Jahren Volksschule wechselte ich 1924 im Herbst auf die Bürgerschule in Mittelgraslitz. Dort hatten wir nicht nur unseren Klassenlehrer und den Pfarrer, der Religion unterrichtete, sondern wir hatten neue Fächer und mehrere Fachlehrer, u.a. weniger Englisch aber Tschechisch. Ich meine mich zu erinnern, dass wir zwei bis drei Stunden in der Woche hatten. Tschechisch unterrichtete Raimund Hlobil. Er war Tscheche, der recht schlecht Deutsch sprach. Dennoch war er der Rektor der Bürgerschule. Als solcher führte er mit uns Schülern ein hartes Regiment. Dazu diente ihm vor allem sein Rohrstock. Den schwang er zur Strafe auch dann, wenn es sich um ein „Vergehen“ handelte, das sich außerhalb der Schule abgespielt hatte. Damals war unter uns z.B. folgendes im Schwange. Wir steckten gut brennbares Papier unten in den Regenrinnenauslauf und zündeten es an. Das brennende Papier sauste mit dem Luftzug durch das Rohr nach oben und erzeugte dabei einen Ton. Oben stoben dann u.U. Funken heraus. Das mochten einige Hausbesitzer nicht. Meist schimpften sie die Übeltäter selbst aus. Es konnte schon vorkommen, dass sie dem

ČECHOSLOVAKISCHE REPUBLIK.

Land: Loßman Gau: Budweis Schulbezirk: Graslitz
 Schuljahr: 1925/26 Zahl: 50
 Knaben- Mädchen- Gemischte Bürgerschule in Graslitz

ZEUGNIS.

Alte Seidl
 geboren am 3. April 1915 zu Graslitz
 in Loßman Religion, überhaupt in die römisch-kathol.
 Schule eingetreten am 16. Sept. 1919 hier am 1. Sept. 1924
 Schüler..... der zweiten Klasse, erhält hiemit über das erste Halbjahr nachstehende Noten:
 Betragen: befriedigend
 Fleiß: unregelmäßig
 Aus den einzelnen Lehrgegenständen:

Verbindliche Gegenstände		Fortgang
Religion		<u>unregelmäßig</u>
Bürgerkunde und Bürgererziehung		<u>lobenswert</u>
Unterrichtssprache		<u>lobenswert</u>
Geographie		<u>befriedigend</u>
Geschichte		<u>befriedigend</u>
Naturgeschichte		<u>unregelmäßig</u>
Naturlehre		<u>unregelmäßig</u>
Rechnen mit einfacher Buchführung		<u>befriedigend</u>
Geometrie und geometrisches Zeichnen		<u>nicht unregelmäßig</u>
Freihandzeichnen		<u>unregelmäßig</u>
Schönschreiben		<u>befriedigend</u>
Gesang		<u>lobenswert</u>
Handarbeiten		<u>unregelmäßig</u>
Körperliche Erziehung		<u>lobenswert</u>
Unverbindliche Gegenstände	Böhmische Sprache	<u>befriedigend</u>
	Französische Sprache	

Äußere Form der schriftlichen Arbeiten: nicht gefällig
 Zahl der versäumten halben Schultage, entschuldigt: 0, nicht entschuldigt: 0
Graslitz, den 30. Januar 1926

Wimmler Alois
 Direktor.



Josef Anzmann
 Klassenvorstand.

NOTENSTUFEN.	Betrag	Fleiß	Fortgang	Äußere Form der schriftlichen Arbeiten
	lobenswert	ausdauernd	vorzüglich	sehr gefällig
befriedigend	befriedigend	lobenswert	gefällig	
entsprechend	hinreichend	befriedigend	minder gefällig	
minder entsprechend	ungleichmäßig	genügend	nicht gefällig	
nicht entsprechend	gering	nicht genügend	nachlässig	



Text zum Dokument auf der vorhergehenden Seite (D1). **Mein Halbjahreszeugnis der zweiten Bürgerschulklasse 1926 in Graslitz (Kraslice)**. Ich war damals nach fünf Volksschuljahren also im 7. Schuljahr. Dass ich es hier nicht abbilde, um mit guten Noten zu prahlen, erkennt der geneigte Betrachter gleich, wenn er die Noten mit Hilfe der Notenstufen vergleicht. Ich zeige es vielmehr trotzdem, weil so ein altes Zeugnis nach 80 Jahren schon um seiner selbst willen interessant ist und vor allem weil es beweist, dass Rektor Hlobil seine Absicht tatsächlich wahr gemacht hat: er hat mir in Betragen (Sittennote, Kap. 2.0) eine Befriedigend gegeben. Das mag zwar heute lächerlich unerheblich sein, damals war es aber selbstverständlich, dass dort „lobenswert“ stand. So haben sich inzwischen nicht nur die Maßstäbe verschoben.

Unsere Zeugnisse hatten dieses hohe Format. Ich musste die Vorlage auf 77% verkleinern, um sie überhaupt abbilden zu können.

Rektor in der Schule Bescheid gaben. Dann konnte es bei Hlobil auch zur Katastrophe kommen, wenn man gar nichts getan hatte. Denn er bezog ohne langes Federlesen Mitläufer in seine Strafaktionen mit ein. In einem solchen Fall dirigierte er uns ins Kartenkabinett. Er schloss die Tür. Eine Bank entsprechender Höhe stand schon bereit. Der Betreffende musste sich darüber legen und bekam vier oder fünf kräftige Schläge auf den strammen Hintern. Falls einer der Delinquenten in weiser Voraussicht Vorkehrungen getroffen und sich etwas in die Hosen gepackt hatte, das die Schläge abmildern konnte, merkte das Hlobil meist sofort. Die Lage verschlimmerte sich dadurch. Der Bub musste dann die Hosen runterziehen. Wenn er keine Unterhosen anhatte, gab es auf den Nackten. Kurzum der Hlobil war ein Schläger. Deshalb mochte wir ihn nicht.

Ich war eher ein stiller und zurückhaltender Junge. Dennoch hatte ich mit ihm mal einen unerfreulichen Zusammenstoß in der 2. Bürgerschulklasse also im 7. Schuljahr. Ich saß in der 1. Reihe und lauschte eigentlich andächtig seinem Unterricht. Vor lauter Andacht hatte ich beide Unterarme vor mir auf den Tisch gelegt und mein Kinn dabei in eine Hand gestützt. Plötzlich muss ihm das aufgefallen sein. Er unterbrach seinen Redefluss und fuhr mich zornig in seinem holprigen Deutsch an: „Seidl, was lümmelst du da so dämlich. Das wird eine Sittennote!“ Damit war meine Betragensnote gemeint. Er war so nachtragend, dass er tatsächlich Wort hielt. Mein Betragen war ein einziges Mal in meiner Schulkarriere im Zeugnis nicht lobenswert (siehe D1, S. 5). Josef Enzmann war damals mein Klassenlehrer. Er hatte das nicht verhindern können.

Die Schülerzahl in meinen Bürgerschulklassen war übrigens ähnlich hoch wie in den fünf Volksschulklassen. Von dort war nach der Fünften zwar nur ein Teil der Volksschüler in die 1. Bürgerschulklasse übergegangen. Dafür waren aus den Volksschulen der umliegenden Dörfer von dort Schüler dazugekommen. Wir waren also wieder weit über 60 (siehe Foto S. 3).

3.0 Meine Ausbildung zum Instrumentenbauer und Musiker

1927 im Juni erhielt ich in der Bürgerschule mein Entlassungszeugnis. Das hieß Ende der Schulzeit. Das Gymnasium war in unserer Familie nie ins Auge gefasst worden. Schon als ich 1924/25 in die Bürgerschule überwechselte, war die Entscheidung gefallen, dass ich anschließend



Das Symphonieorchester der Musikfachschnle für Instrumentenbau in Graslitz (Kraslice) 1933. In der Mitte sitzt unser Lehrer und Orchesterleiter Prof. Emil Weber, der nach 1938 auch Direktor der Fachschule für Streicher in Schönbach war. Ganz links außen sitze ich, Otto Seidl, neben mir mein Kamerad Doberauer als 2. Flötist.

Das Bild entstand nach unserem Auftritt im Narodni Divadlo in Prag (Kap. 4.0, Seite 8).

eine Lehre machen würde. Ein Onkel beschaffte mir die Lehrstelle zum Instrumentenbau bei der Firma Vinzenz Kohlert und Söhne. Mit mir erhielten dort 19 weitere Schulabgänger eine gleiche Lehrstelle. Es war also ein großer Betrieb. Wir hatten einen Ausbilder, der sich um uns kümmerte. Ein Teil der Tätigkeit war auch am Anfang schon berufsbezogen. Ein anderer bestand aber darin, dass wir regelmäßig das Frühstück für die Gesellen holen mussten. Ich machte das so oft beim Metzger, dass ich den Auftrag bis heute im Gedächtnis habe. Meistens war es eine „Braunschweiger“ und ein „Blutsack“ (Blutwurst). Rechte hatten wir als Lehrlinge keine besonderen, nur den allgemeinen Kinderschutz und die Jugendfürsorge. Als Entlohnung erhielten wir 5 Kronen pro Woche, also eine Art Trinkgeld. Entlassen wurde in den dreieinhalb Jahren keiner. Warum hätte Vinzenz Kohlert das auch tun sollen? Für fünf Kronen hatte er uns preisgünstig zur Verfügung. Einen Tag in der Woche allerdings nicht. An dem besuchten wir die Berufs- und Fachschule für Instrumentenbau. Sie lag auch in Mittelgraslitz in der Nähe unserer ehemaligen Bürgerschule nicht weit vom Bahnhof. Dort lernten wir berufsbezogene Dinge, z.B. instrumentale Materiallehre, dann: wie baut man die verschiedenen Instrumente, wie werden sie gespielt und wie werden sie angespielt. Manche von uns

Lehrlingen entschieden damals schon, für welches Instrument sie sich spezialisieren wollten.

4.0 Flötist im Symphonieorchester

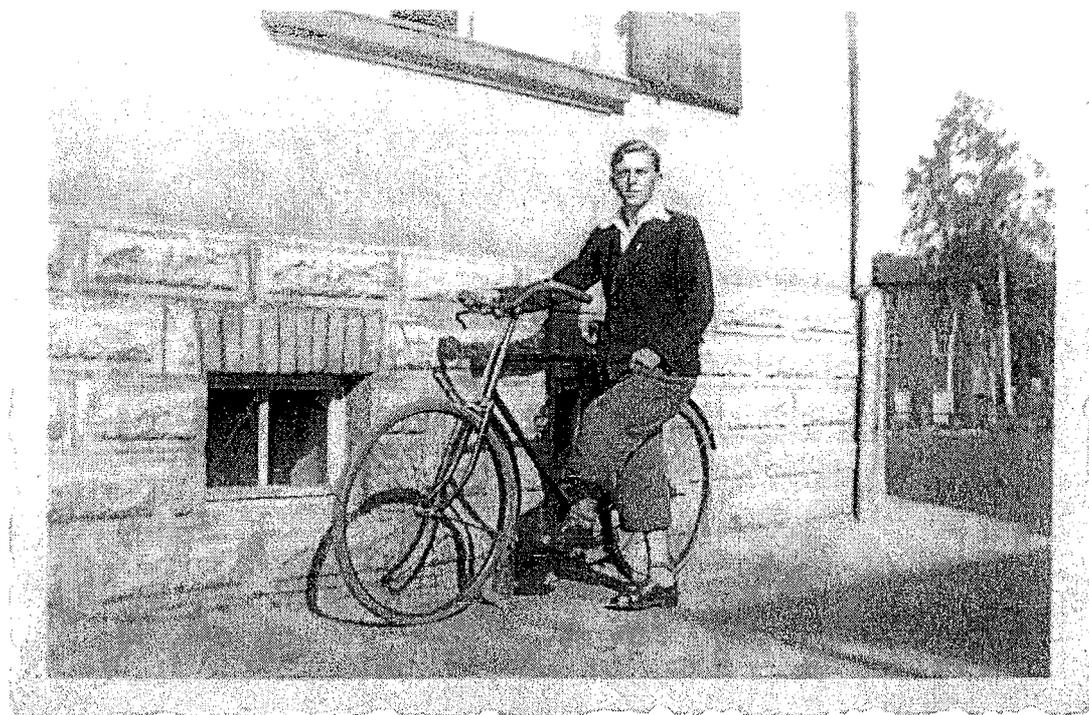
An der Schule existierte ein Blas- und ein Symphonieorchester. In letzterem begann ich die Flöte zu spielen. Anfangs war ein gewisser Vinzl und dann ein Franzose unser Dirigent. Seinen Namen habe ich mir nicht gemerkt. Etwa 1930 kam dann Prof. Anton Weber aus Prag von der Musikakademie und übernahm dieses Amt. Ich meine, der Herkunft nach war er Aussiger. Unter ihm wurde das Musizieren interessant. Dazu propagierte er für die Flöte das sogenannte metallene Böhmsystem. Danach wurde das Instrument mit gedeckten Löchern gespielt. Er machte uns auch klar; wie wichtig es sei, ein eigenes Instrument zu spielen. Er regte an, ein eigenes zu kaufen. Auch meine Eltern verstanden das. Sie kauften mir eine Böhmflöte. Da hatte ich Grund, dankbar zu sein; denn die war teuer. Vater musste einen ganzen Monatslohn dafür hinblättern. Aber der Kauf hat sich mehr als gelohnt. Inzwischen sind 76 Jahre vergangen. Vor vier Jahren habe ich aufgehört, sie in einem Orchester zu benutzen. Ich habe sie also fast drei Generationen gespielt. Wer kann eine solche wahre Geschichte von seinem Instrument schon erzählen. Dabei hatte ich sie im turbulenten Jahr 1938 fast zurücklassen müssen. Sie „wollte“ aber nicht zurückbleiben. Auf fast mysteriöse Weise wurde sie mir nachgebracht. Davon aber später.

Zunächst kam in Graslitz gleich anfangs die Zeit, in der sie mir doch erst einmal ans Herz wuchs. Prof. Weber brachte nicht nur mich in meiner instrumentalen Fertigkeit voran, sondern das ganze Orchester. Ich durfte mit meiner Flöte vor dem Orchester als Solist spielen. Im März 1933 wurden wir nach Prag eingeladen und durften im Narodna Divadlo auftreten, ich dabei als Solist. Ich spielte das Flötensolo des D-dur Konzerts von Mozart. Ich staunte selbst über mich. Nie hätte ich mir auch nur ein Jahr vorher träumen lassen, dass ich einmal als Solist vor dem Orchester stehen könnte. Das Konzert wurde vom Prager Rundfunk aufgenommen. Es könnte also sein, dass es sich in irgendeinem Tonarchiv erhalten hat, wenn es nicht bei den Turbulenzen des Zusammenbruchs oder durch die Alterung des Trägermaterials inzwischen zerstört wurde.

5.0 Not im Sudetenland

5.1 Entlassung und Arbeitslosigkeit

In der Firma Ignaz Kohlert kam ich leider nicht so problemlos voran. Nach dem Ende der Lehrzeit wurden wir 20 Lehrlinge alle entlassen. Auch da wirkte sich die allgemeine Arbeitslosigkeit aus, die ganz Böhmen sowie Deutschland und die angrenzenden Länder mehr oder weniger erfasst hatte. In Böhmen war es am schlimmsten in den Sudetenländern, weniger im Inneren, im Tschechischen. Für unsere Heimat kam erschwerend hinzu, dass die Spezialisierung auf Instrumentenbau und Spielzeugindustrie den Standort Graslitz besonders anfällig machte. In wirtschaftlichen Krisenzeiten kann man auf Instrumente und Spielwaren notfalls verzichten. Ein wichtiges industrielles Standbein in Graslitz war weggebrochen, als die Prager Wirtschaftsplaner noch in den zwanziger Jahren des Eisenwerk von Rothau nach Witkowitz bei Mährisch Ostrau (Ostrava) verlegt hatten.



Ich mit meinem Fahrrad in der Schönbacher Straße vor dem Haus meines Onkels Oskar Wahlich im Mai 1935, damals also 22-jährig. Das Rad hatte ich gerade neu gekauft, es aber billiger bekommen, weil es ein ESK-Mitarbeiter firmenvergünstigt auf sein Kontingent genommen hatte. Obwohl ich jetzt gerade wieder in Arbeit kam, musste ich immer noch eisern sparen.

Ein erstes Rad hatte ich mir Anfang der dreißiger Jahre von meinem Lehrlingsgehalt gebraucht erstanden für 40 Kronen. Auch dafür hatte ich acht Monate sparen müssen. Ich versuchte mir immer etwas zu meinen kümmerlichen 5 Kronen hinzuzuverdienen. Zu Ostern holte ich z.B. beim Bäcker mehrere Osterleibl und gab sie mit geringem Gewinn weiter. Auf diese Weise verdiente ich wenigstens einige Groschen.

Das Fahrrad war damals für Jugendliche nicht nur ein Statussymbol, sondern erweiterte in einer Zeit, wo Auto und Motorrad eigentlich unerschwinglich waren, die eigene Lebensmöglichkeit erheblich. **Für mich war es geradezu die Voraussetzung**, meine Aufgabe für die Partei, nämlich den Vertrieb und die Verwaltung des „Volkswille“ in und um Graslitz (Kraslice) zu erfüllen.

Schon das hatte Graslitz zur wirtschaftlichen Problemzone werden lassen.

Bereits vor meiner Entlassung im Frühjahr 1931 war ich am 1. Mai 1928 in die Sozialistische Jugend eingetreten. 1930 war ich zum Vorsitzenden in Graslitz gewählt worden. Bei den Betriebsleitern begann mir deshalb ein schlechter Ruf vorauszuweichen. Das bekam ich in den folgenden Jahren zu spüren, besonders als ich mich um Wiedereinstellung bemühte. Ich beobachtete bald, dass Ignaz Kohler und Söhne meine ehemaligen Lehrlingskollegen nach und nach wieder einstellte, besonders die, die nicht in unserem Verband waren. Als ich Max Kohler, einen von den Söhnen, den ich gut kannte, fragte, ob ich nicht auch wieder eingestellt werden könnte, war dessen Antwort klar. „Wenn du deine politische Einstellung änderst, kannst du auch wieder eintreten.“ Das war deutlich. Ich hätte meinem Verband untreu werden müssen und nicht mehr ich sein dürfen, um die Bedingungen zu erfüllen. Das tat ich nicht.

Meinem Vater ging es ähnlich. Er hatte bis 1931 in der Spielzeugwarenfabrik Hussenmühle gearbeitet, in der übrigens schon Großvater tätig gewesen war. Wie ich bezog er als Arbeitsloser jährlich drei Monate Arbeitslosenunterstützung in Höhe von 36 Kronen wöchentlich. Für die übrigen neun Monate waren wir jedoch nicht ganz mittellos. Wir waren auf der sogenannten Czech-Karte. 1929 war der DSAP-Vorsitzende Czech Sozialminister geworden. Der hatte durchsetzen können, dass die Arbeitslosen nach dem Wegfall des Arbeitslosengeldes nicht ganz mittellos wurden. So erhielten auch Vater und ich in den folgenden neun Monaten zehn Tschechen Kronen wöchentlich. Davon konnte niemand leben, aber es war mehr als nichts.

5.2 Mutter schafft das Brot

Überleben konnten wir vor allem deshalb, weil wir unsere gute Mutter hatten. Sie hat uns ernährt durch ihre unermüdliche Arbeit als Stickerin in Heimarbeit für eine Textilfirma. Wir, Vater und ich, brachten die Stickereien zur Firma und holten neue Ware. Von ihrer Hände Fleiß konnten wir die Miete und das Essen bezahlen.

5.3 Stöcke zum Hausbrand

Material zum Hausbrand brauchten wir keines zu kaufen, wenn man davon absieht, dass wir 25 Heller pro Stock bezahlen mussten. Stöcke waren die Wurzeln der abgesägten Bäume, die gewöhnlich im Boden verblieben bzw. in diesem Fall von Graslitzern, die sich preisgünstig und legal einen Holzvorrat für den Winter schaffen wollten, ausgegraben und zerlegt wurden. Wie mühevoll das war, kann sich der geneigte Leser nur vorstellen, wenn er bedenkt, dass wir damals nur einfache Werkzeuge benutzen konnten: Handsägen, Schaufeln Hacken und Beile. An Motorsägen war noch nicht zu denken. Ihr Vorteil hätte sich bei Stöcken auch nur bedingt entfalten können. Meine Kenntnisse der Holzkunde erweiterten sich damals erheblich. Ich wusste bald zu unterscheiden zwischen Fichten- und Tannenstock einerseits und einem der Föhre andererseits. Die reicht nämlich mit ihrer Pfahlwurzel tief in den Boden. Es kostet schon viel Mühe, ihr ganzes Holz zu gewinnen. Verbrannt ist es dann genauso schnell.

Von 1931 bis 1935 mühte ich mich u.a. so. Von Januar bis März bezog ich Arbeitslosengeld, anschließend war ich auf Czech-Karte. Immer mühte ich mich mit Vater um die Familie.

5.4 Der „Volkswille“ und der Instrumentenbau bringen mich wieder in Arbeit

Daneben übernahm ich Aufgaben für die Partei, vor allem begann ich für die Zeitung „Volkswille“ zu arbeiten. 1935 bekam ich die Aufgabe, sie in Graslitz auszutragen und zu kassieren. Das stellte sich schnell als so ausfüllend heraus, dass es sich als eine Halbtagsarbeit erwies. Ich erledigte diese Aufgabe vormittags.

Ab 1935 erhielt ich eine weitere Halbtagsarbeit im Instrumentenbau bei Ignaz Kohlert. Die konnte ich am Nachmittag von 14 bis 18 Uhr erledigen. So war ich wieder voll in Arbeit.

6.0 J. Ezer

In der Parteijugend der DSAP lernte ich meine Frau Franziska Kohlert kennen. Sie war wie ich Jahrgang 1913. Im September 1937 heirateten wir. Zunächst lebten wir noch in den Familien unserer Eltern, aber dann leisteten wir uns vom gemeinsamen Geld Anfang 1938 sowohl eine eigene Zweizimmerwohnung in der Räumlerstraße wie auch ein

Motorrad, eine 250er Java. Wir nutzten sie vor allem zu gemeinsamen Fahrten und stießen damit eine ganz neue Welt auf. Was bisher für uns weit weg gelegen hatte, nur umständlich u.U. mit der Bahn und zu Fuß erreichbar, geriet plötzlich in greifbare Nähe. Eine solche Weltveränderung ist für die heute in Schweden und Mitteleuropa im Zeitalter des Autos Lebenden kaum vorstellbar. Will man aber unsere Welt von damals verstehen, ist es das mindeste, sich die Welt unserer eingeschränkten Mobilität und, vor allem, der genauso rudimentären Kommunikation zu vergegenwärtigen. Kein Handy, nur wenige umständliche Telefone und Radios, überhaupt kein Fernsehen. Wer da angekommen ist, erfüllt die Voraussetzung, in unsere Welt von vor 70/80 Jahren einzusteigen. Der ahnt dann auch, was uns diese Java im letzten Sommer in unserer Heimat ermöglicht hat.

Sie brachte uns auch eine Begegnung und Freundschaft, die Voraussetzung unserer Rettung nach Schweden wurde. J. Ezer, jung wie wir, war Polizist und wohnte nebenan, als Franziska und ich unser neues Domizil bezogen. Er war einer jener tschechischen Polizisten, die in der Tschechei in den Sudetengebieten Dienst taten. Dieser Gedanke spielte aber damals bei unserer Begegnung keine Rolle. Heute weiß ich, dass es ein Glücksfall war, dass wir ihm begegneten. Hätten wir ihn nicht kennenlernen können, wäre eine der Konditionen entfallen, die wir zur Rettung nach Schweden brauchten. Ihm haben wir also viel zu verdanken. Auch deshalb bedauere ich sehr, dass mir einfach sein Vorname nicht einfallen will. Ich sinne nun schon Wochen über ihn nach und wir waren uns doch so vertraut. In meinen Papieren findet sich keine Spur von ihm und fragen kann ich in dieser Sache ebenfalls niemand mehr. Seine Geschichte muss ich aber erzählen. Ich nenne ihn einfach J.

Er wohnte also mit seiner Frau nebenan. Sie hatten ein Motorrad wie wir, und sie nutzten es wie wir. Gemeinsam fuhren wir Ausflugsziele unserer Heimat an. So konnten wir, ohne es im entferntesten zu ahnen, wenigstens Teile unserer Heimat vor dem endgültigen Verlassen noch in uns aufnehmen.

Auf einer dieser gemeinsamen Motorradfahrten im Frühjahr 1938 besuchten wir auch das Elternhaus von J in Nové Strašecí (Neustraschitz bei Kladno) nicht weit von Prag. Es war eine erfreuliche Erfahrung. Herr Pech, Js Schwiegervater, war ein freundlicher älterer Herr, der sehr gut Deutsch konnte. Erst ein gutes halbes Jahr später sollte sich erweisen, dass es auch die wichtigste Fahrt war, die wir je mit der Java unternommen hatten. Die Freunde, die wir in diesen Tagen in Nové Strašecí gewonnen hatten, waren in den frühen Oktobertagen eine lebenswichtige Hilfe auf unserer Flucht nach Schweden.

7.0 Die Tschechen, die Deutschen und wir von der DSAP mittendrin

Diese Monate, die persönlich bestimmt waren durch unsere junge Ehe und dem Erschließen unserer böhmischen Heimat, spielten sich vor dem Hintergrund wachsender politischer Spannungen ab, in deren Zentrum das deutsch-tschechische Verhältnis wegen der deutschen Forderung des Anschlusses des Sudetenlandes an das Deutsche Reich stand. Auch bei uns in Graslitz hatte die Henleinpartei seit Anfang der dreißiger Jahre starken Zulauf erhalten. Solange es um mehr Eigenständigkeit der sudetendeutschen Gebiete innerhalb der

Tschechei ging, lagen wir von der DSAP außenpolitisch zur Sudetendeutschen Partei gar nicht so weit auseinander. Als sie aber den Anschluss unserer Sudetengebiete an das Deutsche Reich in ihrem Forderungskatalog propagierten, stand dazu unsere Partei im Gegensatz. Wir sahen in diesem Anschluss vor allem nicht einen an irgendein Deutschland, sondern an das nationalsozialistische. Da waren wir lieber für eine kantonale Lösung der Sudetengebiete innerhalb der Tschechoslowakei.

Dass die tschechische Regierung im erstarkenden Deutschland seit Jahren eine Gefahr erkannt hatte, bemerkten wir im Grenzland auch an der Errichtung militärischer Bunkeranlagen. Sie sollten zur Panzerabwehr dienen. Bei uns verlief die Bunkerlinie nicht an der Grenze nach Sachsen hin, sondern schon vor Chodau fast schon im Egertal. Wir wussten also, dass im Konfliktfall mit dem Deutschen Reich unser Grenzbereich aufgegeben und die Tschechei sich jenseits der Eger (Cheb) verteidigen würde. Andererseits ahnten wir, dass nicht nur namhafte Funktionäre unserer DSAP von der Gestapo gleich in politischen Gewahrsam genommen würden, sobald unser Gebiet besetzt würde. Dazu gehörten auch meine Frau und ich. Jedenfalls hielten wir es für gefährlich, sich in der Sicherheit zu wiegen, uns würde schon nichts passieren, da wir doch ganz unwichtig seien und uns nur legal-demokratisch betätigt hätten. Wir wussten zwar nicht alles von den Nationalsozialisten, aber doch mindestens das eine: von Demokratie hielten sie nicht viel und wen sie für Gegner hielten, den schalteten sie aus. Leider sollten sich schon im September unsere Befürchtungen bestätigen.

8.0 Henlein spricht - nicht

Einen Höhepunkt erreichten die Spannungen in Graslitz Ende August 1938. Auf Plakaten kündigte die Sudetendeutsche Partei an: Henlein spricht! Leider kann ich mich nicht mehr ganz genau an das Datum erinnern, aber es muss die letzte Augustwoche gewesen sein. Die Veranstaltung, zu der die Öffentlichkeit eingeladen war, sollte im Schwanen stattfinden. Der DSAP-Vorstand beschloss, sie mit einer ansehnlichen Gruppe von Mitgliedern zu besuchen. Auf diese Weise könnten wir Henlein oder einen seiner Vertreter durch Abstimmung im Saal über Gegenredner u.U. zur Rede stellen. Die Chancen waren deshalb gut, weil bei uns in Graslitz die DSAP noch ziemlich stark war. Die Arbeitslosigkeit war 1938 besonders groß, weil das Rothauer Eisenwerk, wie schon erwähnt, geschlossen und nach Witkowitz verlegt worden war. Sogar der Bürgermeister Anton Riedl, mein ehemaliger Lehrer, war in der DSAP. Er gehörte zwar nicht zu uns aktivem Fußvolk, das am Abend in den Saal drängte, aber er vertrat im Alltag natürlich unsere Interessen.

Wir waren ungefähr 250 DSAP-Leute, die sich zur Versammlung aufmachten. Die bekannten Vertreter der Graslitzer DSAP wurden vom Saalschutz zunächst zurückgewiesen. Wir sammelten uns draußen und gingen dann geschlossen in den Saal. Die Veranstaltung war öffentlich. Man durfte uns den Zugang deshalb nicht verwehren. Dafür sorgte auch die Gendarmerie der tschechischen Bezirkshauptmannschaft. Die war im Ort stationiert und für Graslitz und 24 umliegende Gemeinden zuständig. Solche Bezirkshauptmannschaften waren über die ganze CSR verteilt, bei uns in der Regel von Tschechen besetzt und dem

Innenministerium unterstellt. Heute weiß ich, dass sie das Instrument der tschechischen Zentrale in der ersten Republik waren, die Ordnung im Land zu kontrollieren und zu bestimmen. Zur Vollmacht der Bezirkshauptmannschaft gehörte auch die Auflösung einer Versammlung, wenn die Sicherheit der Durchführung nicht mehr gewährleistet war. Dazu sah sie sich an diesem Abend im Schwanen genötigt, weil es zu Tumulten kam, als wir durch Abstimmung eine Gegenrede erzwingen wollten. Der Vertreter der Bezirkshauptmannschaft, der als solcher bei öffentlichen Veranstaltungen dieser Art mit am Podium sitzen durfte, schritt zur Auflösung. Das war ihm auch an diesem Abend nicht weiter schwer. Wie üblich assistierten ihm tschechische Gendarmen mit Helm und Gewehr. Die verfügte Auflösung sahen wir als Erfolg. Den kosteten wir aus. Dazu gehörte, dass einige von uns die noch hängenden Plakate der Henleinpartei mit dem Zusatz „nicht“ versahen. Die Aufschrift lautete nun: „Henlein spricht nicht!“ Er sprach doch. Die Henleinpartei zog sich in Graslitz in den privaten Kreis zurück. Die geschlossene Veranstaltung störten wir natürlich nicht.

9.0 „Es wird euch an den Kragen gehen!“

Nach der Konfrontation im Schwanen schwelte der Konflikt in Graslitz unterschwellig fort. Zwei Begebenheiten, an die ich mich erinnere, sollen das illustrieren. Meine beiden Eltern stammten aus kinderreichen Familien. Meine jüngste Tante, in diesem Fall die Schwester meiner Mutter, flüsterte mir eines Tages im September 38 zu: „Du stehst auf der Liste!“ In dem Fall zahlte sich aus, dass die Ehepartner in Graslitz nicht immer nach der Parteilinie ausgesucht wurden. Meine Tante hatte sich einen von den Henleinsympathisanten erkoren. Der hatte immerhin so viel Einfluss, dass er Zugang zu den Gestapolisten hatte, die mit Hilfe der Informationen der Henleinleute über „unzuverlässige Graslitzer“ erstellt worden waren. Auf einer solchen Liste stand ich. So war ich vorgewarnt.

In den Tagen „nach dem Schwanen“ hatte ich außerdem ein einprägsames Erlebnis. Wie jeden Nachmittag während der Woche saß ich in der Firma Kohlert beim Instrumentenbau an der Drehbohrbank und ging meiner Arbeit nach. Damals war ich damit beschäftigt, mit einer Spindel winzig kleine Löcher für Federn in das Holz zu bohren. Um die Spindel anzutreiben, musste man die Maschine treten wie eine Nähmaschine. Mir gegenüber saß Anton Stark an einer solchen Drehbank mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt. Wir waren früher in der gleichen Bürgerschulklasse gewesen. Das war aber auch die einzige Gemeinsamkeit geblieben. Jetzt standen wir in verschiedenen politischen Lagern, ohne dass das bis zu diesem Nachmittag eine Rolle gespielt hätte. Jetzt wurde das anders. Er hatte mich wohl schon eine zeitlang beobachtet, holte dann aus dem Tischkasten seiner Drehbohrbank einen Dolch heraus, beugte sich zu mir herüber und stieß den Dolch vor mir in die Holzplatte. Dabei sagte er wutschnaubend: „Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird es euch an den Kragen gehen.“ Dabei sprang er auf und rannte aus dem Raum. An den folgenden Tagen erschien er nicht mehr zur Arbeit. Später bestätigte sich die Vermutung, dass er zur Freischar über die Grenze nach Deutschland gegangen war. Als die Freischar am 29. September in Graslitz zur Anschlusskundgebung einzogen, soll er dabei gewesen sein.

Für mich war dieser Vorfall zunächst eine Bestätigung dafür, dass die Vorbereitung unserer Flucht im Fall des Einzugs der deutschen Wehrmacht sehr ratsam war.

10.0 Die Flucht der Graslitzer DSAP am 22. September 1938 nach Chodau (Chodov)

Der befürchtete Ernstfall ließ nicht lange auf sich warten. Ich hatte gerade den „Volkswillen“ ausgetragen und war an diesem 22.9. noch im „Volkshaus“ eingekehrt. Da trat der Parteisekretär Wunderlich, der im Volkshaus wohnte, vor die Anwesenden und sagte ruhig, aber bestimmt: „Die Lage ist ernst. Alle, die sich für gefährdet halten, sollen sich auf den verabredeten Wegen auf die Flucht begeben.“ Er sagte noch, dass die Tschechen schon ihre Evakuierung begonnen hätten. Ein Zug, allerdings nur für Tschechen, stehe am Graslitzer Bahnhof schon bereit. Wir hatten verabredet, uns um 22h auf einer Hochfläche am Galgenberg oberhalb von Graslitz zu treffen. Von dort sollte es auf Waldwegen zu Fuß nach Chodau hinter die tschechische – vermutete – Verteidigungslinie gehen. Dort war für ca. 250 Graslitzer Flüchtlinge im Wirtshaussaal ein Lager vorbereitet. Erkundet hatten wir den Weg schon im Sommer mit dem Motorrad. Wir wollten sichere Wege gehen. Das Notwendigste, das wir mitnehmen wollten, lag seitdem gepackt zu Hause. Dazu gehörte vor allem ein Brotsack mit Brot und wichtigen Papieren, in meinem Falle auch eine Pistole mit Waffenschein. Darüber verfügte ich, seitdem ich 1935 den „Volkswillen“ verteilte. Der Brotsack sollte in den nächsten Wochen unser steter Begleiter sein.

Am Plateau vor dem Galgenberg traf sich am 22. um 22h eine über 200 Personen umfassende Gruppe. Ich war mit einem Freund zur Nachhut eingeteilt. Deshalb blieb ich nach dem Abmarsch der anderen eine Weile zurück, um auf eventuelle Nachzügler zu warten. Von dieser Perspektive hatte ich den Eindruck, dass wir ein recht trauriger Trupp waren. Einer zog einen Leiterwagen über Stock und Stein, darin seine Frau, die krank war. Ich war froh, dass diese Flucht nach Chodau ohne große Zwischenfälle ablief. Wir durften wegen des Ausnahmezustandes kein Licht verwenden. Das wäre trotz der mond hellen Nacht eigentlich notwendig gewesen. Da unsere Leute auch aus der Umgebung von Graslitz kamen, kannten wir nicht alle. So hätten wir auch Freischärlern begegnen können. Dann wären Zwischenfälle vorprogrammiert gewesen.

11.0 Die Entführung des eigenen Motorrads nach Chodau – ein gefährliches Unterfangen

In Chodau machten wir es uns auf Stroh im Wirtshaussaal bequem. Als es am 23. nicht zum Einmarsch kam, konnte ich nicht ruhig bleiben. Ich überlegte, dass unser Motorrad uns hier gute Dienste leisten könnte. Mein Freund Josef Riedl wollte mit mir fahren. Wir meldeten uns im Lager ab und bekamen eine Bescheinigung, dass wir uns vorübergehend daraus entfernt hatten. Dann nahmen wir den Zug nach Chodau über Falkenau (Sokolov) nach Graslitz. Schon im unteren Bahnhof stiegen wir aus und schlichen uns in unsere Wohnung. Sie war unberührt. Am Abend fuhren wir mit unserer Java zurück. Wir nahmen den Weg über Heinrichsgrün und Doglasgrün (Vřesová). Nur wenigen Fahrzeugen begegneten wir. Als wir uns vor Chodau der Bunkerlinie näherten, fuhren wir immer vorsichtiger. Dann sahen wir ein größeres

Fahrzeug, das voll aufgeblendet hatte, aber still stand. Natürlich hätten es auch Freischärler sein können. Eher müssten es so weit unten Tschechen sein. In dem Fall meinten wir sicher sein zu können, denn wir hatten ja die Bescheinigung. Wir fuhren langsam auf das Fahrzeug zu. Als wir aus dem Lichtkegel herausfuhren, sahen wir mehrere Gewehre auf uns gerichtet. Wir mussten absteigen. Natürlich holten wir unsere Bescheinigung aus dem Brotbeutel und hielten sie hin. Auch den Führerschein prüften sie lange. Sie sprachen nur Tschechisch. Dann trat einer von ihnen hinzu, der sprach sogar Egerländrisch. Der stellte einige Fragen und wir versuchten glaubhaft machen, dass wir zum Graslitzer Flüchtlingslager in Chodau gehörten. Erst Monate später erfuhren wir, wie in diesen Augenblicken alles am seidenen Faden hing. Zuletzt fragte er, ob wir den Karl Seidl aus Graslitz kennen. Da konnte ich ihm sagen, dass das mein Cousin sei. Diese Auskunft schien den Ausschlag zu geben und er vermittelte den Tschechen schließlich, dass wir in Ordnung seien. Die ließen uns ziehen.

Es stellte sich heraus, dass der junge Mann, dem wir uns Deutsch erklären konnten, ein gewisser Franz Dolanski von der Republikanischen Wehr in Chodau war. Er ging den Tschechen bei dieser Gelegenheit als Dolmetscher zur Hand. Zwei Monate später trafen wir ihn auf dem „Schwedentransport“ wieder, auf der Flucht wie wir aus der Tschechei vor der Gestapo. Erst dann erfuhren wir von ihm, in welcher Gefahr wir bei der Annäherung schwebten. Die Tschechen hatten uns für deutsche Freischärler gehalten, jedenfalls für Deutsche, wegen unserer schwarzen Motorradkleidung. Dann hatten sie uns doch heranfahren lassen, weil sie meinten, mit ihren sieben Gewehren uns doch überlegen zu sein. Unser Leben hatte also an einem seidenen Faden gehangen.

Bis wir sicher auf unserem Schwedenschiff saßen, sollte unser Leben noch mindestens dreimal an einem solchen Faden hängen. Wäre „meine böhmische Seide“ in den zwei Monaten bis dahin nicht so stabil gewesen, wäre mir mein hohes Alter nicht beschieden gewesen.

12.0 Der Einmarsch der Freischaren in Graslitz am 27. September 1938

Auch in den nächsten zwei Tagen marschierten die Deutschen nicht ein. Weil wir nicht wussten, in welcher Gefahr wir bei der Rückkehr vom letzten Ausflug nach Graslitz geschwebt hatten, beschloss ich, am 27. nochmals nach Graslitz zu fahren, um etwas aus der Wohnung zu holen, diesmal allein. Ich fand sie wieder unberührt, aber auch eine Nachricht der Bezirkshauptmannschaft vor, dass ich das Motorrad abzugeben habe. Eine der Maßnahmen des Ausnahmezustandes zur Sicherung des Landes, sei die Konfiskation aller Motorräder in den Grenzgebieten. Ich begab mich also zum Gelände der Bezirkshauptmannschaft und gab meine geliebte Java gegen eine Bescheinigung dort ab. Ich ging dann in die Wohnung zurück mit der Absicht, dort die Nacht noch zu schlafen und dann am nächsten Morgen mit dem Fahrrad nach Chodau zu fahren. Am nächsten Tag hatte ich mich schon in den Sattel geschwungen, als ich vom Stadtplatz herauf lautes Gejohle, Hurrarufe und Lautsprecherreden hörte. Ich wusste sofort, dass die Freischaren zurückgekehrt waren und der Einmarsch im Gange war. Ich schob das Rad zurück ins Haus, nahm nur noch meinen Brotsack, schloss die Wohnung ab und eilte einen Hang empor. Von

dort konnte ich das Gewimmel in den Straßen überblicken. Mich mit dem Rad auf die Straße zu wagen, war jetzt zu riskant. Ich musste den Weg zurück ins Lager auf Schusters Rappen antreten. Ich ging etwa den selben Weg, den wir am 22. nachts gegangen waren. Am 29. kam ich in Chodau an und musste zu meinem Schrecken feststellen, dass das Lager leer war. Es war geräumt. Unsere Graslitzer Flüchtlingsgruppe war überstürzt nach Písek verlegt worden. Das liegt jenseits von Pilsen kurz vor Budweis (Budějovice). Ich reiste sofort per Bahn nach. Im allgemeinen Durcheinander fuhr ich ohne Fahrschein. In Písek fand ich unsere etwa 250 Leute in einem Turnsaal wieder. Jeder hatte zwei Decken, mit denen er sich lagern konnte.

13.0 Ausgeliefert – Der Sprung aus dem Zug rettet uns vor dem Zugriff der Gestapo

In Písek verbrachten wir zwei Tage bis etwa zum 2. Oktober. Da trat morgens ein tschechischer Gendarm in den Turnsaal und verkündete uns, das Lager sei aufgelöst. Wir sollten alle in einen Sonderzug steigen. Wir würden in ein Abstimmungsgebiet im Bereich der Sprachgrenze verlegt. Was das sollte, wurde uns nicht erklärt. Wir gingen alle brav zum Zug, ohne dass uns irgendeine informierte Persönlichkeit auch nur das Ziel genannt hätte. Je länger diese Information ausblieb, um so unruhiger wurden wir. Der Sonderzug fuhr in Richtung Pilsen (Plzeň). Er durchfuhr die Bahnhöfe im Schrittempo. Nach Pilsen näherte er sich Mies. Wir waren alarmiert. Im deutschen Gebiet waren wir dem Zugriff der Gestapo ausgeliefert. In entscheidenden Minuten, die verblieben, beschlossen etwa zehn Jugendliche von uns zu handeln. Sie kamen vor allem aus Eger und dem Umland. Drei waren wir aus Graslitz. Meine Frau, die Tochter des Postboten – eine Slowakin – und ich. Wir beschlossen, bei der nächsten langsamen Bahnhofsdurchfahrt vom Zug abzuspringen. Meine Eltern entschieden sich, im Zug zu bleiben, und dem ungewissen Schicksal ins Auge zu sehen. Auch mein Bruder Max folgte ihnen. Seine Frau plädierte: „Wir homm jo grode unser Heisl hergericht!“ Dass alle sudetendeutschen „Heisl“ bald nichts mehr bedeuten würden, konnte auch ich damals noch nicht denken. Aber wir hatten keins und waren dadurch in unserem Entschluss nicht irritiert. Bei der Langsamfahrt durch den Mieser Bahnhof war die allerletzte Chance, sich dem Zugriff der Gestapo zu entziehen. Wir sprangen ab, sahen uns aber im Augenblick mit einer unerwarteten Gefahr konfrontiert. Am Bahnsteig stand tschechisches Militär postiert mit aufgepflanzten Bajonetten in etwa einem Meter Abstand. Einige führten Hunde. Ich weiß nicht, ob einer von uns zehn zögerte. Es ging alles so schnell. Franziska und ich zögerten nicht. Wir sprangen alle einfach zwischen den Soldaten hindurch und rannten aus dem Bahnhof. Hätten sie Schießbefehl gehabt, würden diese Zeilen heute nicht mehr geschrieben. Wir hätten keine Chance gehabt.

So eilten wir alle atemlos aber wohlbehalten aus dem Bahnhof. Wir rannten in die Stadt. In Mies liegt der Bahnhof etwas außerhalb der Stadt. Die Bezirkshauptmannschaft erreichten wir schon nach ca. 500 Metern. Dort herrschte emsiges Treiben. Sie waren im Aufbruch. Alles, was sie mitnehmen mussten, packten sie ein. Deshalb hatten sie für uns und unsere Probleme überhaupt keine Zeit. Mitnehmen konnten sie uns nicht. Wir schlichen zurück zum Bahnhof und beschlossen, uns zu

trennen; denn wir meinten, uns getrennt besser durchschlagen zu können.

14.0 Von denen, die nicht sprangen bzw. nicht springen konnten

Zuerst mussten wir versuchen, an Fahrkarten zu kommen. Der Tochter unseres slowakischen Postboten aus Graslitz gelang es, drei Fahrkarten nach Pilsen zu erstehen. Dorthin fuhren wir. Am Pilsener Bahnhof trafen wir Bekannte. Auf einer Bank saßen Martin und Hilde Benda aus Eger, die wir aus der DSAP-Arbeit im Bezirk Eger-Graslitz kannten. Sie waren ganz verzweifelt. „Wir fahren jetzt zurück nach Eger. Wir wissen nicht wohin. Wir kennen hier niemand – und niemand hilft uns.“ Die Bendas fuhren zurück nach Eger. Für Martin Benda war es die erste Etappe auf der Reise nach Dachau. Fünf Jahre bis 1943 verbrachte er dort. Ein Jahr länger noch als mein Bruder Max, den sie am 3. Oktober 1938 noch in Eger aus dem Zug holten, aus dem wir in Mies gewagt hatten abzuspringen. 1942 wurde Max aus Dachau zur Zwangsarbeit in die Wolframgruben in Rothau (Rotava) bei Graslitz verlegt. 1945 brauchte er sich überhaupt nicht umzustellen. Die tschechischen Herren übernahmen ihn gern in ihre Obhut, und er durfte in seinem Zwangsarbeiterstatus ausharren. Er geriet deshalb auch nicht in die reguläre Vertreibung, sondern kam erst 1947 als Spätaussiedler aus der CSR nach Bayern. Er hatte dann in Waldkraiburg und zuletzt in Weilheim südlich des Ammersees bis 1957 noch zehn Jahre zu leben. Dabei möchte ich schon noch vermerken, dass mein Bruder Max ein Antifaschist war, der vier Jahre dafür in Dachau einsaß. Das hätte den tschechischen Machthabern 1945 schon auffallen müssen und sie hätten es honorieren können.

Bei dieser persönlichen Bilanz der Flucht der Graslitzer im September 1938 darf ich meine Eltern nicht vergessen. Sie wurden in Eger wie alle anderen Graslitzer von der Gestapo aus dem Zug geholt. Mutter wurde wie die anderen Frauen nach Hause geschickt. Die Männer verbrachten sie in KZs oder ins Zuchthaus, so auch meinen Vater. Er kam in das nach Zwickau, aus dem er allerdings schon 1939 nach Graslitz entlassen wurde. Einrücken brauchte er wegen seines Alters nicht mehr. Auch irgendwelchen NSDAP-Gliederungen brauchte er nicht mehr beizutreten. Lediglich im Volkssturm musste er mitwirken. Der kam aber nicht mehr zum Einsatz.

15.0 Verzweifelte Flucht nach Nové Strašecí

Von diesen fatalen Entwicklungen wussten wir damals am 4. Oktober am Pilsener Bahnhof glücklicher Weise nichts. Sonst wären wir noch verzweifelter gewesen, als wir ohnehin waren. Die Lage der Bendas führte uns so recht vor Augen, wie problematisch unsere eigene Situation war. Wen hatten wir denn, der uns hätte helfen können, den wir mit unserer Bitte um Hilfe hätten belästigen können? Wir überlegten verzweifelt. – Ja, doch, es gab einen. J. Ezer, mit dem wir im Sommer des Jahres eigentlich ganz unbeschwert durch Böhmen gefahren waren. Er wohnte in Nové Strašecí. Natürlich zögerten wir, ihn um Hilfe und Zuflucht anzugehen. Wir waren aber so verzweifelt, dass wir alle Bedenken hintanstellten. Wir mussten es versuchen.

Wir kauften zwei Karten nach Nové Stašecí. Spät am Abend kamen wir dort an. Schon das war problematisch; denn es war ja Ausnahmezustand, um diese Zeit verbunden mit Ausgangssperre. Es

war kaum jemand auf der Straße, den wir fragen konnten. Außerdem erschwerte die Dunkelheit die Orientierung, was verhängnisvoll war, weil wir den Ort nicht mit der Absicht besucht hatten, uns hier noch einmal orientieren zu müssen. Um das Maß unserer Verzweiflung voll zu machen, marschierte noch eine Patrouille der Miliz durch die Straße. Wir versuchten, uns zu verstecken. Die durch Tore und Häuserfronten geschlossene Straßenzeile des tschechischen Ortes machte es fast unmöglich, ausweichen zu können. Im letzten Augenblick fanden wir eine Nische, die uns den Blicken der Miliz entzog.

Erst nach Mitternacht fanden wir das Anwesen von J. Ezer, bzw. von Herrn Pech. Wir pochten ans Tor. Ein Hund bellte. Wir erschrakten. Als jemand kam, um zu öffnen, konnten wir flüstern: „Wir sind die Seids aus Graslitz auf der Flucht.“ Alle kamen nun aus den Betten und grüßten uns. Sie hatten Verständnis, als sie unseren kurzen Bericht hörten. Sie hatten noch ein Bett auf dem Dachboden, in das wir uns erst einmal verkriechen konnten.

16.0 Die tschechische Marktfrau bringt uns in die geschlossene Stadt Prag

Von Mittwoch bis Freitag blieben wir dort. Dann kam J mit der Nachricht: „Die Lage ist gefährlich. Morgen machen sie eine Razzia. Sie suchen Deutsche und Juden.“ Wir waren alarmiert. Dann konnten wir auch hier nicht bleiben. J hatte aber schon einen Lösungsweg zu offerieren. Wir sollten versuchen, nach Prag zu gelangen und uns dort bei unserem Parteibüro der DSAP melden. Die Schwierigkeit bestand allein darin, nach Prag zu gelangen. Prag war eine geschlossene Stadt. Alle Zugänge – Autos, Busse, Bahnen – wurden kontrolliert. Dem trug Js Lösung Rechnung. Wir, Franziska und ich, sollten uns – etwas ländlich gekleidet – einer ihm nachbarlich bekannten tschechischen Marktfrau anschließen, die samstags den Prager Wochenmarkt beschickte. Sie sollte uns mit ihren Körben und Kisten mit in den Bus nehmen. So geschah es. Wir konnten wenig Tschechisch, sie sicher kein Deutsch, aber wir vertrauten uns ihr an. Sie setzte sich mit uns auf die letzte Bank. Auf unseren Schoß mussten wir große Fruchtkörbe nehmen, hinter denen sie uns förmlich verbarrikierte. Der Bus war voll besetzt, als wir uns einige Zeit später Prag näherten. Es kam tatsächlich zu einer Kontrolle. Der Gendarm fragte nicht nur, ob Deutsche oder Juden im Bus seien, sondern ließ sich auch die Ausweise zeigen. Es dauerte eine Weile, bis er hinten angelangt war. Die letzten Ausweise, auch den unserer Marktfrau, ließ er sich nach vorn reichen. Dann rief er ihr so etwas zu wie „Und die zwei?“ „Das sind meine Kinder,“ sagte sie ohne zu zögern im Brustton der Überzeugung. Obwohl wir wenig Tschechisch konnten, bekamen wir das doch alles mit. Uns stockte der Atem. Der Gendarm gab sich zufrieden. Wir waren wieder einmal gerettet. Eine weitere schwere Hürde unserer Flucht nach Schweden war genommen. Die tschechische Marktfrau hatte das bewerkstelligt.

17.0 Im Graslitzer Flüchtlingslager Vidovice bei Prag

17.1 Die Registrierung zur Ausreise

In Prag suchten wir zuerst die Parteizentrale unserer DSAP in der Sleska 16 auf, um uns dort als Antifaschisten registrieren zu lassen. Beim Leiter der Zentrale, Emil Wunderlich, beantragten wir einen Platz



Auf dem **Wenzelsplatz** in Prag im Oktober 1938. Eine Momentaufnahme aus der deutsch-tschechischen Geschichte! Wir sind alles Graslitzer bzw. aus der Umgebung. Links **Josef Riedl**. Er gelangte in den nächsten Wochen über London nach Kanada. Ihn erwähnt Vater in seinem Brief, den ich auf den nächsten Seiten diesem Bericht auch beigelegt habe (siehe Text dazu). Neben mir in der Mitte **meine Frau Franziska**. Wir waren damals gerade gut ein Jahr verheiratet. Rechts **Bauernfeind**, ein Kamerad aus Markhausen (Hrančná) bei Graslitz (Kraslice) zur Grenze nach Klingental hin. Auch er gelangte nach Kanada. In den 60er Jahren hörte ich noch, dass er in einer Nervenklinik sei. Was dann aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Außer mir schauen die übrigen drei recht zuversichtlich drein. Tatsächlich hatten wir Grund, uns über das Glück zu freuen, uns hier auf dem Wenzelsplatz so unbehelligt bewegen zu können. Schließlich hatten wir wenige Tage zuvor selbst mitbekommen, wie hunderte unserer sozialdemokratischen Freunde, sogar unsere Verwandten, der Gestapo zumindest in die Hände gespielt wurden. Ob wir damals schon wussten, dass es Tausende waren, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich nicht. Sonst hätten wir ernster geschaut.

für die Ausreise in ein sicheres Land. Wir genossen damit eine Art Flüchtlingsstatus. Wie wir hatten sich Parteimitglieder aus vielen sudetendeutschen Orten registrieren lassen. Zunächst wurden wir im Lager Vidovice bei Popovice südöstlich von Prag untergebracht. Wir Graslitzer wohnten dort in einem speziellen Lager in einer alten Molkerei. Wir waren etwa 20 Personen, 18 Männer und 2 Frauen. Auch Josef Riedl war damals dabei. Während dieser Zeit lernten wir u.a. Marie Zelenová kennen, eine junge Tschechin aus dem Dorf. Wir korrespondierten lange mit ihr, auch während des 2. Weltkrieges, als sie als Fremdarbeiterin in Berlin lebte. Ich bewahre heute noch interessante Briefe von ihr auf. Es ist erstaunlich, wie ihr Deutsch Brief um Brief besser wird. Josef hatte schon in Vidovice so viel Gefallen an ihr gefunden, dass er sie nach dem Krieg unter großen Mühen nach Kanada holte, wo sie heirateten und eine Familie gründeten.

17.2 Die polizeiliche Verfügung: Sie müssen die CSR sofort verlassen.

In die insgesamt hoffnungsvollen Wochen in Vidovice ließ Franziska und mich ein Ereignis noch einmal die düstere Realität der politischen Lage spüren. Eines Tages kam ein Gendarm in die Molkerei. Mehrere von uns Graslitzern standen gerade zusammen. Er fragte auch nach Franziska und mir. Wir meinten, nichts zu verbergen zu haben und verleugneten uns nicht. Er hatte aber etwas, womit er uns schockte. Er zeigte uns zwei Verfügungen. Nach denen hatten wir die Tschechoslowakische Republik binnen 24 Stunden zu verlassen. Der Gendarm sah unseren Schreck und überlegte einen Augenblick. Dann sagte er: „Ich habe bis vor einiger Zeit in Bodenbach gearbeitet und viele nette Deutsche kennengelernt. – Sagen wir einfach, ich konnte sie nicht auffinden. Zerreißen sie die Verfügungen.“ Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Uns fiel ein Stein vom Herzen. Wieder einmal waren wir durch eine Masche geschlüpft. Nun wussten wir aber, dass auch unsere jetzige Situation in Vidovice nur schwankender Boden war und wir danach streben mussten, die CSR so schnell wie möglich zu verlassen.

Noch eine Überlegung legte uns dies nahe. Von unseren Kameraden, mit denen wir in Mies am Bahnhof aus dem Zug gesprungen waren, hatten wir weder in Prag noch in Vidovice einen getroffen, noch hatten wir einen gesprochen, der von ihnen gehört hatte. Es waren alles junge Männer gewesen; Franziska und die junge Slowakin waren die einzigen Frauen gewesen. Auch später hörten wir niemals mehr von ihnen. Nach Schweden wird keiner entkommen sein; das wäre mir damals und später sicher nicht entgangen. Natürlich wünsche ich mir, dass es ihnen glückte, auf die britischen Inseln oder nach Kanada zu gelangen oder eben ein anderes sicheres Versteck zu finden. Dazu wäre die Registrierung in unserem Prager Parteisekretariat die beste Möglichkeit gewesen. Dass sie da nicht auftauchten, zeigte uns, wie wirksam die Polizeikontrollen um die tschechische Hauptstadt wirkten. Das zeigte aber auch, wie hoch die Hilfe von Js tschechischer Marktfrau anzusiedeln war.

17.3 Meine Flöte

Am 22.10.1938 hatten wir nur das Allernotwendigste aus Graslitz mit auf die Flucht nach Chodau nehmen können, hauptsächlich den Brotsack mit den Papieren. Über die nachgeholte Java hatten wir uns nur kurzzeitig freuen können (Kap.11). Von Vidovice aus konnten wir nichts mehr nachholen. Jeder heimliche Grenzübertritt ins Gebiet des Sudetengaus wäre für uns lebensgefährlich gewesen, weil wir ja gesucht wurden. Wir konnten nicht einmal mit unseren Eltern korrespondieren, ohne dass unsere Post kontrolliert wurde. Das hätte unsere Eltern in Schwierigkeiten bringen können, die vorgeben mussten, unseren Aufenthalt nicht zu kennen. Wie gut sie ihn dennoch kannten, stellte ich eines Tages erstaunt fest. Als ich eines Abends in Vidovice in unser Molkereilager zurückkehrte, hatte jemand ein längliches Päckchen für mich abgegeben. Eine alte Frau habe es gebracht. Darin befand sich meine Flöte. Meine Mutter hatte sie geschickt, einer Graslitzerin mitgegeben, die an diesem Tag nach Prag gefahren war und dazu noch den Weg nach Vidovice gemacht hatte. Das bestätigte mir meine Mutter erst viel später, als kommunizieren wieder leichter war. Ich rechne meiner Mutter hoch an, dass sie damals

Sekretariat der deutschen
sozialdemokratischen
Arbeiterpartei
Prag, den 13.
Dezember 1938
W.G.

Sie sind in den Schwedentransport eingeteilt, der voraussichtlich am 19. ds. M. von Prag abgeht. Weitere Nachricht folgt, sobald das polnische Durchreisvisum gesichert ist. Wer Geld mitnehmen will, soll dies sofort hierher mitbringen.

Sekretariat der deutschen
soc. dem. Arbeiterpartei
Tejessy.

Otto
[Redacted]
Lindl.

1)

Ein Außenstehender wird sich zunächst schwer vorstellen können, welche nachhaltige Änderung dieser unscheinbare und dazu noch fehlerhafte Zettel in meinem Leben bewirkte. Er ist die **Bestätigung**, dass ich für den 19. Dezember 1938 für die **Ausreise nach Schweden** vorgesehen war. Die Reise **über Ostrau** (Ostrov) **durch Polen** ging dann am **20. Dezember** los und außerdem ist mein Name falsch geschrieben, d.h. im Sekretariat hatte man meinen Namen wahrscheinlich nur mündlich aufgenommen und diejenigen kannten sich mit meinem Namen nicht gut genug aus, um ihn auch richtig zu schreiben. Außerdem war ich für den „Schwedentransport“ offenbar an die Stelle eines anderen gerückt. Der vorherige Name ist so gut geschwärzt, dass er auch durchscheinend nicht mehr auszumachen ist. Am folgenschwersten für uns war die Änderung der Maßgabe für das Geld. Wir durften überhaupt keines mitnehmen, und ich hatte in Prag noch einen Monat vorher mit Hilfe meines tschechischen Freundes J unser Motorrad verkaufen können.

Die senkrechte Aufschrift habe ich später selbst vermerkt. Ort und Zeit wären für unrechte Hände, z.B. die Gestapo, schon wieder zu viel Information gewesen.

richtig eingeschätzt hat, wie wichtig das Instrument für mich war und mir demzufolge die Flöte trotz des Risikos des Entdecktwerdens nachbringen ließ. In meiner neuen Heimat Schweden hat sie mir dann schon bald und jahrelang gute Dienste geleistet. Selbst heute noch nehme ich sie noch manchmal zur Hand und spiele darauf.

17.4 Die Auslöse und der Verkauf der Java

Nach unserer Rettung nach Prag, zu der uns ja J verholfen hatte, riss die Verbindung keineswegs ab. Er half uns noch zweimal. Eines Tages erhielt ich in Vidovice einen Brief von ihm, in dem er mir mitteilte, dass unsere Java am Hof einer Garnison bei Königgrätz (Hradec Králové) stehe. Ich könne sie dort abholen, sofern ich die Abgabequittung vorlegen könne. Dazu brauchte ich nur in meinen Brotsack zu fassen. Ich fuhr mit J. Ezer nach Königgrätz, gab in der Kanzlei der Garnison meine Quittung ab und hatte meine Java wieder. Die Freude war groß. Sobald sich die gelegt hatte und wir wieder nüchtern nachdenken konnten, merkten wir, dass wir damit auch ein Problem hatten. Auf einer

Ausreise konnte uns das Motorrad jetzt nur hinderlich sein. Wir mussten die Java demzufolge so bald wie möglich los werden. Das sah J ein. Auch dabei half er uns. Noch in den letzten Novembertagen verkauften wir sie in Prag und erlösten dafür 10.000 Kronen. Das war gutes Geld, über das wir uns freuten. Es wäre wenigstens ein guter Start in einem anderen Land gewesen.

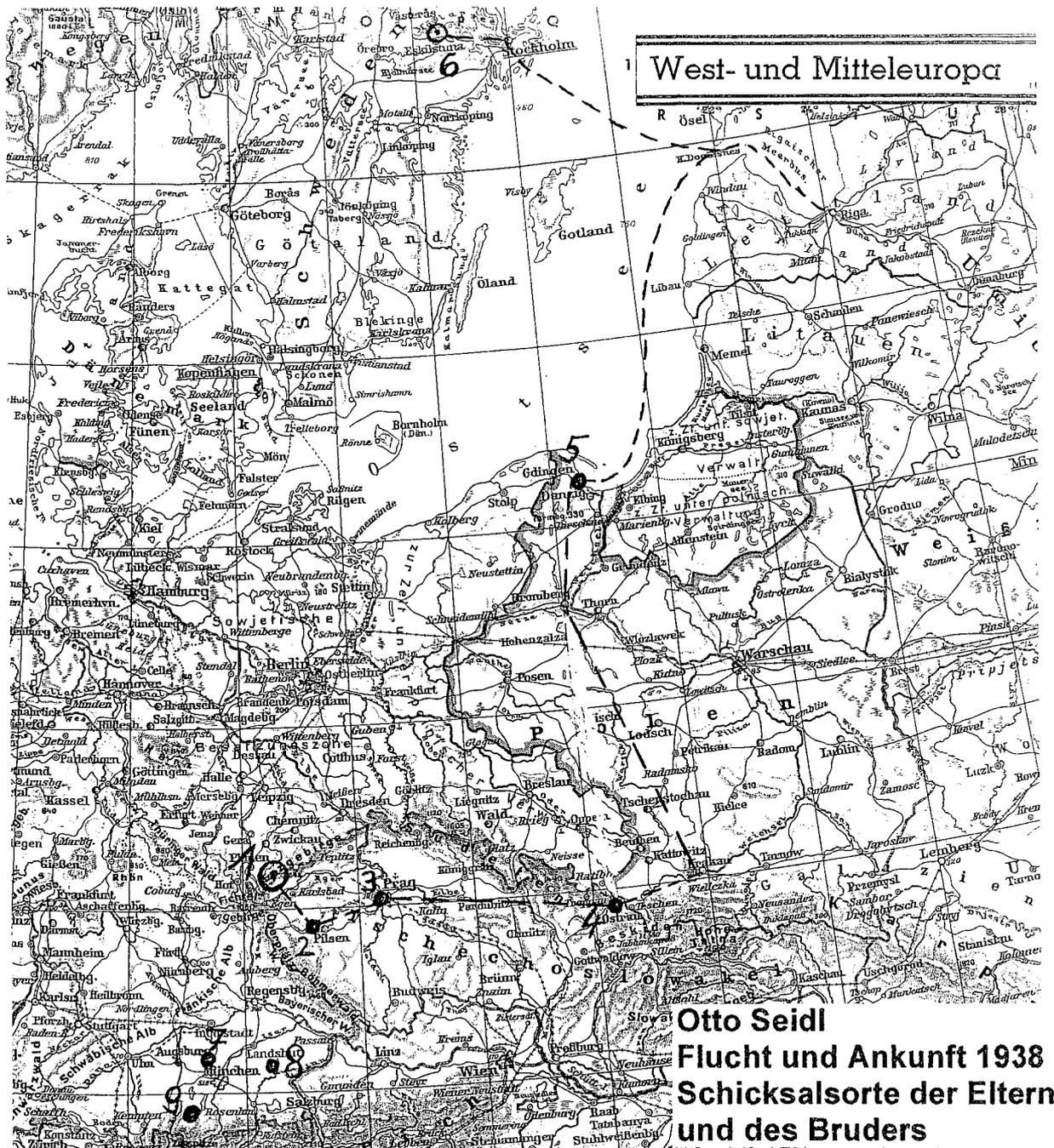
18.0 Die Reise nach Schweden

Das hätte auch gute Grundlage für einen erfolgreichen Start in einem anderen Land werden können. Davon gingen wir noch aus, als wir Anfang Dezember die erlösende Nachricht in der Molkerei erhielten, dass Franziska und ich für einen „Schwedentransport“ vorgesehen seien (siehe umseitiges Dokument mit S. 21). Noch vor Weihnachten sollte es losgehen. Auf dem Zettel war noch vermerkt, dass wir mitteilen sollten, wenn wir Geld mitnehmen wollten. Im Sekretariat erfuhren wir dann, dass kein Geld mitgenommen werden dürfe. Außerdem würden Kronen in Schweden nicht angenommen. Wir sollten es in Prag hinterlegen. Später bekämen wir es wieder. Wir taten das schweren Herzens, verwendeten darauf aber nicht viele Gedanken. Froh waren wir erst einmal, dass wir wussten, wohin es ging und das bald.

Die Reise verzögerte sich um einen Tag. Es habe Schwierigkeiten gegeben mit der Durchfahrt durch Polen, wurde uns gesagt. Am 20. Dezember fuhren wir aus der Molkerei zum Wilsonbahnhof in Prag. Dort waren wir schließlich eine Gruppe von ungefähr 50 Personen, die zunächst einen Waggon nach Mährisch-Ostrau bestieg. Dort bekamen wir einen plombierten Waggon zur Verfügung gestellt. Der brachte uns durch Polen nach Gdingen. Er fuhr über Krakau. Dessen erinnere ich mich; denn dort hatten wir einen mehrstündigen Aufenthalt. In Gedingen an der Danziger Bucht kamen wir am 21. Dezember 1938 abends an. Das Schiff, auf das wir gleich hätten umsteigen sollen, war nicht da. In einer großen Halle mussten wir bis zum nächsten Mittag warten. Dann nahm uns die SS Kastelholm auf. In der Eiseskälte, welche die ganze Reise über herrschte, war der ganze Schiffskörper – auch das Deck – entsprechend vereist. Sogar am Meer schwammen Eisschollen. Ihre Schläge an den Schiffsrumpf begleiteten uns auf der Reise. Bei dem schweren Seegang konnte die Ostsee aber nicht zufrieren. Das machte jedoch auch uns bald schwer zu schaffen. Hier zeigte sich, dass wir Mitteleuropäer doch in hohem Maße „Landratten“ waren. Wir wurden ausnahmslos seekrank und hatten bald nichts mehr bei uns. Unter dieser Übelkeit litten wir während der gesamten Überfahrt. Deshalb nahmen wir eigentlich nur am Rande wahr, dass wir nicht direkt nach Stockholm fuhren. Wir legten erst noch in Riga an. Dort wurde ein Dutzend Pferde geladen, die wir mit nach Stockholm nahmen. Wir langten um 19h am 24.12. an. Leider war das Büro der Zollbehörde bereits geschlossen. So blieben wir während des Heiligen Abends an Bord.

19.0 Doppelte Ankunft: Wir in Schweden, Sven bei uns

Am ersten Weihnachtsfeiertag 1938 um 10h betraten wir erstmals schwedischen Boden. Als wir die Zollformalitäten erledigt hatten, brachten uns zwei Busse direkt in unser Flüchtlingslager in der Nähe von Eskilstuna. Wir wurden in einem respektablen zweistöckigen Gebäude in Slätviken, an einer flachen Bucht des Mälarenses



**Otto Seidl
Flucht und Ankunft 1938
Schicksalsorte der Eltern
und des Bruders**

Unser Weg von Graslitz im Sudetenland nach Eskilstuna in Schweden vom 22.9. bis 25.12.1938

- 1 Graslitz (Kraslice): Geburtsort, Lebensmittelpunkt meiner ersten 25 Jahre
- 2 Mies (Stribro): Flucht vor der Gestapo aus dem Auslieferungszug der Tschechen
- 3 Prag und Lager Vitovice: Warten auf eine Fluchtmöglichkeit vom Oktober bis in den Dezember 1938
- 4 Ostrau (Ostrov): Umsteigen am 21.12. in den plombierten Zug durch Polen
- 5 Gedingen (Gdynia): Einschiffen am 22.12. auf der Kastelholm, über Riga nach Stockholm
- 6 Eskilstuna: Ankunft am 25.12.38, mein Lebensmittelpunkt und der meiner Familie bis heute
- 7 Dachau: KZ, in dem mein Bruder Max bis 1942 einsaß, nachdem ihn die Gestapo am 3. Oktober 1938 in Eger – wie übrigens die meisten von uns, die nicht gesprungen waren - aus dem Zug geholt hatte.

8 Waldkraiburg-Gundelprechtling: Vertreibungsort meiner Eltern Marie und Richard Seidl (+1956 u. 1957)

9 Weilheim in Bayern: Vertreibungsort meines Bruders Max (+1957)

untergebracht. Dies einfach Lager zu nennen, wäre Irreführend, weil man damit etwas assoziiert, was man wenige Jahre später auch in der Tschechei Lager nannte, das aber mit dem, was wir am Mälareensee vorfanden, kaum etwas zu tun hatte. Es war ein villenartiger Bau, in dem wir uns wohlfühlen konnten.

Bei der Ankunft wurden wir von einem Komitee der Schwedischen Arbeiterpartei empfangen. Ihm gehörten Conrad Johnson, damals Chefredakteur der Tageszeitung „Eskilstuna Folket“ und Jarl Bengtson an, damals Ombudsmann (Distriktsekretär) der SAP, unserer schwedischen Bruderpartei. Conrad Johnson wurde später Landeshövding (Landeshauptmann) von Södermanland. Dann war da noch unser Dolmetscher, Herr Pleiel. Er war Emigrant aus Deutschland, bereits einige Monate im Land und beherrschte das Schwedische recht gut. Er stand uns in der nächsten Zeit zur Verfügung. Das war auch nötig. Von uns sprach überhaupt keiner Schwedisch.

Wir, Franziska und ich, wohnten nur vier Wochen im Lager. Dann bekamen wir schon unsere erste Wohnung in der Südstadt von Eskilstuna. Erst teilten wir in einem vierstöckigen Haus eine Wohnung mit einer anderen Familie. Als wir im August eine kleine Familie wurden, konnten wir in eine eigene Wohnung in einem Zweifamilienhaus ziehen. Franziska brachte am 14.8.1939 Sven zur Welt. Wir gaben ihm diesen schwedischen Namen. Das war eine Art Referenz an Schweden für die Aufnahme, die wir hier gefunden hatten. Schweden ließ sich diese Geste durchaus etwas kosten. Wir bekamen 150.- Schwedenkronen Unterstützung pro Familie im Monat. Davon zahlten wir für die Wohnung 75.- Kronen, sodass die Hälfte immer gleich weg war. So war von Anfang an klar, dass ich so schnell wie möglich Arbeit finden musste.

20.0 Schwedisch lernen

Voraussetzung dafür war, so schnell und so gut wie möglich die schwedische Sprache zu erlernen. Dazu nutzten wir jede Möglichkeit, auch im täglichen Kontakt mit Schweden. Ein Schwede, den wir fast täglich sprachen, war unser etwa 20jährige Postbote Svante Lundkvist. Mit ihm übten wir regelmäßig unsere ersten Schwedischkünste. Ihn trafen wir auch später immer wieder, d.h. meistens hörten wir nur mehr von ihm. Drei bis vier Jahre war er Postbote, dann Oberbürgermeister von Eskilstuna, und schließlich begleitete er in Stockholm mehrfach Ministerposten.

Er war Umwelt- und Transportminister. Als Kommunalminister führte er 1971 die Gemeindereform durch.

Aber mit diesem Kontakt allein wäre es natürlich um unser Schwedisch schlecht bestellt geblieben. Beide, Franziska und ich, nahmen wir intensiven Schwedischunterricht, drei Stunden täglich, auch Samstag. Er wurde von einer pensionierten Schwedischlehrerin erteilt. Die Kurse wurden vermutlich vom Hilfsfond der SAP (Schwedische Arbeiterpartei) getragen. Wir haben nie etwas bezahlt.

21.0 Arbeiten und Musizieren in Eskilstuna

Natürlich erleichterten Schwedischkenntnisse die Arbeitssuche. Hier



Das Bild ist schon deshalb interessant, weil es die ursprüngliche **Gruppe sudetendeutscher Sozialdemokraten im Flüchtlingslager Slätviken** bei Eskilstuna noch **im Januar 1939** zeigt. Später kamen weitere hinzu, andere wanderten ab. Hier aber sind wir noch beisammen, wie wir aus Prag weggegangen waren.

Drei sind allerdings auf dem Bild, die nicht zu uns sudetendeutschen Flüchtlingen gehörten. Da ist einmal **unser Dolmetscher, Herr Pleiel**, der der ganzen Gruppe insbesondere in den ersten Wochen eine große Hilfe war. Er steht ganz links außen etwa in der Mitte. Man erkennt ihn an der Brille und dem vollen Haarschopf. Er war ein reichsdeutscher Flüchtling, woher genau und seinen Vornamen erinnere ich nicht mehr. Die beiden anderen sind Schweden. Rechts außen der Herr mit dem Hut ist **Herr Fredriksson**. Er war der Besitzer der Sommerpension „Slätvikbaden“ am Mälarensee, in der unser Lager untergebracht war. Mit seiner Schwester **Fräulein Fredriksson** (die blonde Frau zwei Köpfe darunter) war er nicht nur unser Gastgeber, sondern der Nutznießer unseres Daseins, denn er konnte das Gebäude dadurch auch im Winter vermieten. Er erhielt das Geld vom Hilfsfond.

Ich, Otto Seidl, stehe in der Mitte ziemlich weit vorn. Man erkennt mich daran, dass scheinbar niemand gleich vor mir steht. **Meine Frau Franziska Seidl** steht links vor mir und trägt einen schwarzen Mantel. Der hebt sich vor meiner Jacke kaum ab. In meinem Bericht spielt noch **Franz Dolanski von der Republikanischen Wehr in Chodau** eine Rolle, von dem ich erst auf der Fahrt über die Ostsee erfahren hatte, dass mein Leben am 24. September 1938 schon einmal am seidenen Faden gehangen hatte. (Kap. 11) Er steht ganz oben in der Mitte als dritter von links. Neben Franz Dolanski ist (außer meiner Frau natürlich) nur noch einer auf dem Bild, den ich schon in meiner böhmischen Heimat kannte. Das ist **Hans Brandner**. Er kam sogar wie ich aus Graslitz. Von ihm hatte ich 1935 den Vertrieb des „Volkswille“ in Graslitz und Umgebung übernommen. Er ist zwei Köpfe über mir etwas versetzt nach links zu erkennen. Von denen auf dem Bild war er mein bester Freund. Leider ist er früh verstorben.

Dass die meisten von uns hier froh und zuversichtlich ins Bild schauen, kommt nicht von ungefähr. Wir hatten uns gerade erfolgreich retten können und meinten nun auch, Künftiges sei zu meistern. Darin waren wir uns im Januar 1939 ziemlich einig. Dies wurde spätestens harten Prüfungen ausgesetzt, als 1943 viele von uns von der tschechischen Botschaft in London den Entzug der tschechischen Staatsbürgerschaft hinnehmen mussten. Das führte zum Bruch zwischen jenen, die auch dann noch zu Beneš hielten und uns, die wir seinen Verrat und die Zurückweisung erkannten. Beide Gruppen waren etwa gleich groß. Der Riss ging mitten durch die Reihen der Menschen, die uns hier aus dem Bild anblicken. Diese Beneš- bzw. Kommunistenfreundlichen traten aus der Treuegemeinschaft aus und bildeten eine eigene Gruppe, die von einem gewissen Zinner und einem gewissen Krejčí geleitet wurde. Die wohnten nicht in Eskilstuna. Aber **zwei der Aktivisten**, die bei uns die Leute aufhetzten, sind auf dem Photo. Da ist einmal **Friedrich Pohl**, früher Karlsbad. Er ist am Rand links einen Kopf über Dolmetscher Pleiel. Pohl spielte später insofern noch eine Rolle in meinem Leben, als er der Lebensgefährte meiner Frau nach unserer Scheidung 1950 wurde. Ein weiterer Aktivist war **Georg Walter** aus Eger. Auf dem Bild ist er zwischen den Geschwistern Frederiksson zu sehen. Er war während der Jahre 1945/46 Sprachrohr der Gruppe, die unverbrüchlich glaubte, es gebe entgegen der Absage durch Beneš eine Rückkehr in die Tschechei.

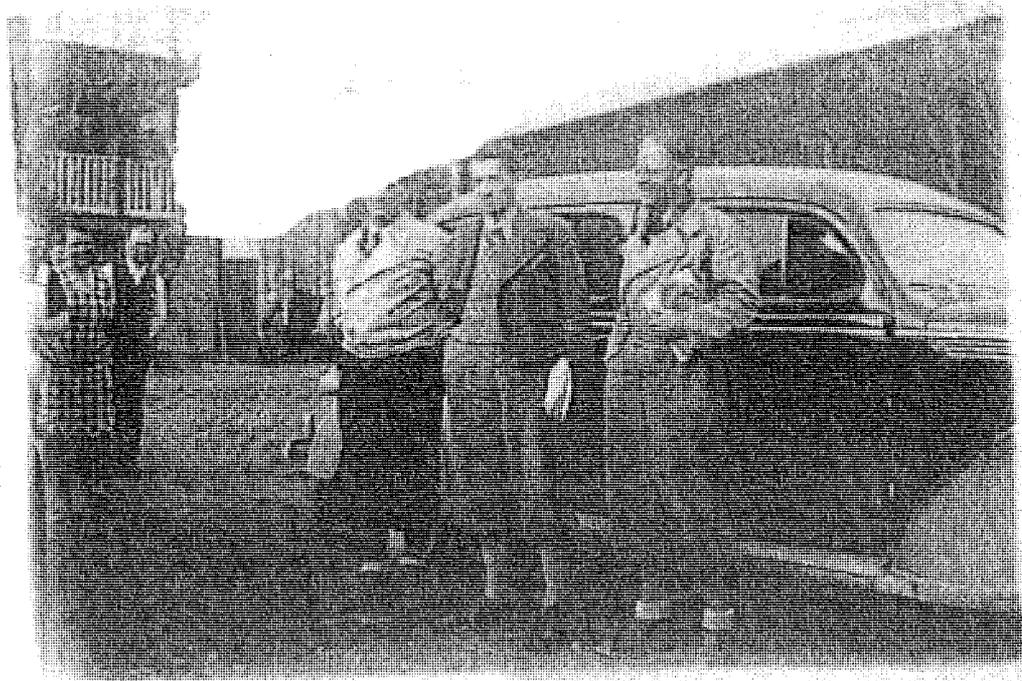
Als im Mai 1945 der Krieg zu Ende war, wagten aber auch diese beiden den Schritt nicht. Es gab nur einen, der den Versuch machte, **Gustav Trübenbach**. Er ist nicht auf dem Bild, weil er erst 1940 mit seiner Familie aus Dänemark zu uns nach Eskilstuna kam. Damals hatte die Wehrmacht Dänemark besetzt, wohin die Trübenbachs zunächst geflüchtet waren. Im Herbst 1945 ging er mit seiner Familie zurück nach Aussig, arbeitete dort angeblich in einem Archiv in einem Keller. Die Zustände müssen für ihn aber so wenig erfreulich gewesen sein, dass er schon sechs Wochen später nach Eskilstuna zurückkehrte. Auf der Hinreise hatte er das zerstörte und hungernde Deutschland gesehen. In Aussig kam zu Hunger und Zerstörung noch die Willkür der Tschechen, die sich vielfach um den Status eines Antifaschisten nicht kümmerten. Da hat er schnell erkannt, welches Paradies er hier in Eskilstuna hatte.

Dennoch ist einer auf dem Bild, der 1945 zurückging. Er steht oben in der Mitte unter Franz Dolanski. Er war Junggeselle und bis er damals 1945 abreiste eigentlich immer sehr still. Leider fällt mir sein Name nicht mehr ein. Und ich kann niemand mehr fragen. Der jedenfalls kam nicht zurück. Keiner von uns hat jemals wieder etwas von ihm gehört. Natürlich ist zu hoffen, dass er's gut getroffen hat. Das ist aber gemessen an dem, was damals in Böhmen ablief, eher unwahrscheinlich. Es ist durchaus möglich, dass er's nicht überlebt hat.

Jene, die Georg Walter und Friedrich Pohl gefolgt waren, brauchten oft Jahre, um zu begreifen, dass Beneš im Wetteifer mit den Kommunisten uns die Rückkehr verbaut hatten. Alle, die später zur Treuegemeinschaft zurückfanden, haben wir wieder aufgenommen. Die Rädelsführer allerdings nicht.

Bei weitem die meisten der Erstantkömmlinge sind also in Schweden geblieben, kaum einer ist 1945 zurückgegangen und auch **Anfang der fünfziger Jahre** gab es unter ihnen kaum einen, der in die Bundesrepublik ging. Damals bemühten sich viele von uns um den Lastenausgleich. Wir bekamen ihn auch hier nach Schweden ausbezahlt. Das war also kein Grund, **nach Westdeutschland** zu gehen. Es waren andere wirtschaftliche und persönliche Gründe, die einige der Treuegemeinschaft dennoch bewegten, in die wiederaufstrebende Bundesrepublik zu übersiedeln. Von denen auf diesem Bild war es nur **Tabak-Paul**. Er ist der Herr oben rechts im Bild mit dem großen weißen Kragen und dem ganz schütterten Haar. Seinen Vornamen habe ich vergessen. Weil es aber zwei Paul gab, nannten wir ihn unterscheidungshalber Tabak-Paul; denn er war daheim als Gewerkschaftssekretär für die Arbeiter in den Tabakfabriken zuständig gewesen. Seine Tochter ist rechts vorn im Bild, auf gleicher Höhe links von Frau Frederiksson.

Interessant mag immerhin sein, dass keiner in die DDR ging. Gerade von denjenigen, die bei der Auseinandersetzung 1943 der Treuegemeinschaft „untreu“ wurden, liebäugelten einige mit dem Kommunismus. Ich kann nur vermuten, dass die Erfahrung 1945 sie dann vor weiteren folgenschweren Illusionen bewahrt hat.



Ähnlich dramatisch wie die Tage vom September zum Oktober 38 waren in der Mitte Europas sicher die Märztag 39, als die Wehrmacht die restliche Tschechoslowakei besetzte und die Nationalsozialisten des Protektorat errichteten. Für jene, die bis dahin in Prag eine Zuflucht gefunden hatten, löste sich die plötzlich in Nichts auf. Auch **Wenzel Jaksch** hatte bis zuletzt ausgeharrt und musste überstürzt Prag verlassen. Auf seinem Weg über Helsinki nach London machte er eine Zwischenlandung in Stockholm. Von dort fuhr er heraus zu uns nach Eskilstuna. Das Lager der sudetendeutschen DSAP-Leute (deutsche sozialdemokratische Arbeiterpartei) in **Slätviken am Mälareensee** in der Nähe von Eskilstuna war das größte in Schweden. Das Bild zeigt **Wenzel Jaksch in der Mitte bei der Ankunft** mit seinem Fahrer rechts. Das Bild ist im Original kaum größer als ein Passbild und schon so beschädigt, dass das Gesicht der dritten Person nicht mehr vollständig ist.

Ganz links am Bildrand sind allerdings **Herr und Frau Hoffmann aus Königsberg** an der Eger deutlich zu erkennen. Bis zu ihrer Flucht vor der Gestapo im September 38 führten sie die Gastwirtschaft des Volkshauses in Königsberg. Sie sind langjährige Mitglieder der Treuegemeinschaft gewesen und inzwischen in Eskilstuna verstorben. Damals, im März 1939, lebten sie noch im Lager. Wir, Franziska und ich, wohnten schon in unserer 1. Wohnung in der Südstadt von Eskilstuna. Als wir hörten, dass Wenzel Jaksch da sei, fuhren wir hinaus nach Slätviken, um dabei zu sein.

spielten aber auch die Berufssparten eine große Rolle. Schreiner und Schweißer waren da gefragt. Franz Dolanski fand auf diese Weise als Modellschreiner schnell eine Arbeit. Ich als Instrumentenbauer tat mich da schwerer. Schließlich gelang es mit Hilfestellung des Komitees, mir eine Stelle in einem Radiogeschäft zu vermitteln. Da hatte ich täglich vier Stunden Arbeit für 80 Öre die Stunde.

Meine Flöte hatte ich nach Schweden mitgebracht. Erstmals hervorholen konnte ich sie zur Silvesterfeier in unserem Lager in Slätviken. Zum Jahreswechsel erhielt jeder von uns fünf Kronen. Wir waren glücklich. Viele gingen auf die Post und kauften erst einmal Briefmarken, um nach Hause zu schreiben. Außerdem gingen wir ins Volkshaus, das dem Gewerkschaftshaus entsprach. Mit mir traten einige von uns in den Metallarbeiterverband ein. Das wurde von den Schweden gern gesehen.

Eine Woche nach Silvester spielte ich auf einer Tanzbühne mit einer Kapelle und erhielt 10 Kronen. Bald durfte ich auch im Eskilstuna-Symphonieorchester spielen. Leider gab es dafür kein Geld. Den Schweden war wohl die Ehre, da mitspielen zu dürfen, Lohn genug. Ich, der ich damals jede Krone umdrehen musste, hätte natürlich hin und wieder eine gebrauchen können. Aber das sah einfach niemand. Dennoch brachte mir die Tätigkeit im Symphonieorchester etwas ein. Ich hatte Kontakte. Es sprach sich herum, dass ich Flöte spielen konnte. Deshalb luden sie mich auch in den Arbeitermusikverein ein. Leider löste sich dessen Orchester nach 2 bis 3 Jahren auf. Das war beim Schützenmusikcorps nicht der Fall, dem ich auch schon im Frühjahr 1939 beigetreten war. Es existiert heute noch. Dort habe ich 2004 nach 65-jähriger Tätigkeit meine Aktivität eingestellt. Das hatte ich auch bereits 2002 in dem kleinen Unterhaltungsorchester getan, dem ich schon 1942 beigetreten war. Auch dort war ich also 60 Jahre aktiv gewesen. Es hat sich leider aufgelöst.

Durch die Kontakte im Symphonieorchester fand ich 1942 durch einen Freund eine Anstellung als Flötist in einer Kirchengemeinde. Da hatte ich wenigstens einen geringen Nebenverdienst. Während dieser Zeit erhielt ich auch eine Arbeit bei der Feilenfabrik Fil-Öberg. Dort war ich in der Funktionskontrolle der Fertigprodukte tätig. Das machte ich bis nach dem Krieg.

1946, als immer klarer wurde, dass es nicht mehr zurückging in unser Sudetenland, arbeitete ich in einer Waagen- und Lautsprecherfabrik. Erst 1950 begann ich mit der Musikschularbeit in verschiedenen Schulen. 1951 fuhr ich dann schon mit einem alten „Adler“ von Schule zu Schule und 1956 gelang es mir, eine Beamtenstellung als Musikschullehrer zu bekommen. In der arbeitete ich bis zu meiner Pensionierung im Juni 1978. Damals stellte ich auch meine Tätigkeit im Symphonieorchester ein. Dort war das Mitspielen mit gewissen beruflichen Vorteilen verbunden, die ich nun nicht mehr brauchte. Deshalb überließ ich den Platz einem Nachfolger. Ich spielte ohnehin in zwei anderen Orchestern weiter, wie ich oben bereits beschrieben habe.

22.0 Tschechen in Schweden, die nur deutsch sprechen

22.1 Immer noch im Visier der Gestapo

Natürlich gab es einige wenige Schweden, die genau über uns informiert waren. Die meisten haben sich aber sehr gewundert, wenn sie uns kennenlernten. Wir waren aus der Tschechoslowakei und hatten entsprechende Papiere. Das wir dennoch deutsch sprachen und in den meisten Fällen Tschechisch nicht besser als zunächst Schwedisch, war für viele sehr verwunderlich. Wir wiederum hatten in den ersten Jahren nach unserer Ankunft mit dem Voranschreiten des Krieges zunehmend immer weniger Interesse, etwa an die große Glocke zu hängen, dass wir eigentlich Deutsche waren. Schweden fühlte sich insbesondere bis 1943 vom Reich stark bedroht. Dafür gab es strategische Gründe, die einfach mit der Lage und den wirtschaftlichen Möglichkeiten Schwedens zu tun hatten. Darüberhinaus gab es schwedische Verhaltensweisen, die den Unwillen Hitlerdeutschlands erregen mussten. Dazu gehörten auch wir. Natürlich war den reichsdeutschen Stellen nicht verborgen geblieben, dass die schwedische zu den Regierungen gehörte, die deutsche Flüchtlinge im Land aufgenommen hatte, die ins Visier der

Gestapo geraten waren. Dass u.a. Franziska und ich dazu gehörten, hatten wir hinreichend deutlich noch einmal vor dem Schwedentransport in Vitovice erfahren, als uns der tschechische Gendarm die Verfügungen überbracht hatte, wir sollten das Gebiet der CSR sofort verlassen. Nur dessen mutige Rücksichtnahme hatte uns damals (Kap. 17.2) davor bewahrt, untertauchen und damit in jedem Fall auf eine Ausreise verzichten zu müssen. Auch jetzt in Schweden ließ die Gestapo nicht locker. Meinen Vater, der ihr in die Hände gefallen war, veranlasste sie in scheinbar unverfänglichen Briefen uns zu drängen, doch aus Schweden zurückzukommen. Bei uns in Graslitz sei alles ungefährlich, ihnen gehe es gut und wir sollten sofort zurückkommen. Es gäbe auch im Musikinstrumentenbau jetzt gute Arbeitsmöglichkeiten. Dabei saß mein Bruder in Dachau und Vater selbst hatte im Gefängnis in Zwickau gesessen, was natürlich nicht im Brief stand. Dem war im übrigen von einem nicht Vertrauten nicht anzusehen, dass er nicht Vaters Intentionen entsprach. Die Gestapo wusste allerdings nicht um die Gepflogenheit meines Vaters, uns im Brief nicht namentlich anzusprechen. Er schrieb niemals „lieber Otto“, sondern ganz eigentümlich „Lieben Kinder“. Der Brief, der uns hier in Eskilstuna im Frühjahr 39 erreichte, war an den „lieben Otto“ gerichtet. Da wussten wir natürlich gleich, dass mit dem Brief etwas nicht stimmte und dass Vaters Anliegen darin nicht so gemeint sein konnte. Geschrieben haben wir ihm das natürlich nicht. Wir wussten, dass unsere Post an ihn überwacht wurde. Später hat Vater uns das bestätigt.

Durch diesen „getürkten“ Brief waren wir mindestens über zweierlei informiert: einmal wusste die Gestapo, dass wir in Schweden aufgenommen waren und zum anderen, dass sie uns noch suchte. Nicht dass ich meine, die Anwesenheit unserer Gruppe in Schweden für sich allein hätte ein Grund für zwischenstaatliche Spannungen mit dem Reich sein können. Aber diese Anwesenheit war ja nur letzter Ausläufer einer internationalen Lagerbildung, die insbesondere nach den Kriegserklärungen Englands und Frankreichs an das Dritte Reich am 3. September 1939 darauf hinausliefen: entweder mit dem Reich oder mit den Alliierten zu sympathisieren. Mit Schwedens Neutralität vertrug es sich da nicht nur schlecht, dass es Personen aufnahm, für die sich die Gestapo interessierte, sondern dass es tschechischen Diplomaten erlaubte, sich frei zu entfalten, die nicht auf die Prager Protektoratsverwaltung hörten, sondern auf Beneš im Londoner Exil.

22.2 In der „Obhut“ der tschechischen Botschaft

Der tschechische Botschafter Kučera pflegte regen Kontakt zu uns in Eskilstuna. Er besuchte uns mehrmals im Jahr. Wir feierten mit ihm sogar den tschechischen Nationalfeiertag am 28. Oktober. Wir entzogen uns dieser tschechischen Zuwendung nicht, war für uns doch klar, dass wir nach dem Krieg in nicht allzu ferner Zeit wieder zurück in die Tschechei gehen und mit den Tschechen in einem Land zusammenleben würden. Unsere Zuversicht in dieser Hinsicht wurde in den ersten Kriegsjahren – 1939 bis 1942 – auf eine harte Probe gestellt, aber 1943 zeigte sich doch, dass das Blatt sich wenden konnte.

Die Obhut durch die tschechische Botschaft war uns auch deshalb recht, weil wir als Tschechen in Schweden generell besser dastanden als als Deutsche. Je stärker Schweden sich von Hitlerdeutschland bedroht sah – und das war vor allem zum Beginn des Krieges – um so unbeliebter wurden die Deutschen. Wir sahen es dann natürlich als

Vorteil an, als Tschechen gelten zu können. Viele Schweden staunten ohnehin, wenn sie merkten, dass wir als Tschechen galten, aber in den meisten Fällen bald besser Schwedisch sprachen als überhaupt Tschechisch. Sie kannten sich in Mitteleuropa überhaupt nicht aus und wussten nur in den seltensten Fällen, dass in der Tschechei in Böhmen und Mähren neben ca. 6 Mio. Tschechen über drei Mio. Deutsche lebten, von denen nur eine Minderzahl auch Tschechisch sprach.

22.3 Der Bruch

Wir stellten bald fest, dass wir um unser Tschechentum sogar kämpfen mussten. Heute ist natürlich bekannt, dass es Beneš 1943 gelang, Roosevelt, Churchill und Stalin davon zu überzeugen, dass die Vertreibung der Deutschen vom Staatsgebiet der CSR von 1938 eine notwendige Nachkriegsmaßnahme sei. Eine der ersten Auswirkungen dieser völkerrechtswidrigen Absprache war in London die Aufkündigung der Zusammenarbeit mit Wenzel Jaksch. 1942 war bei uns auch die letzte Feier des tschechischen Nationalfeiertages mit Botschafter Kučera. Im Frühjahr 1943 besuchte er uns noch, um uns zu eröffnen, dass eine Rückkehr in die Tschechei nach dem Krieg nicht möglich sein werde. Es gab heftige Diskussionen. Aber selbst in dieser Situation wollten einige von uns nicht glauben, dass Beneš uns verraten hatte. Es war doch unglaublich, wir, die eingefleischten Antifaschisten, sollten nicht in unsere angestammte Heimat zurückkehren können. Einige wollten das nicht glauben, als der Botschafter ihnen das selbst sagte. Bei einigen von uns beließ er es nicht bei Worten. Franziska und ich, sowie eine unbekannte Anzahl anderer – gewiss nicht alle von uns - erhielten es noch im Jahre 1944 schwarz auf weiß von der tschechischen Botschaft in Stockholm. In der Verfügung stand: „Sie sind hiermit aus der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft entlassen.“ Das waren folgenschwere Worte, machten sie uns doch vom einen auf den anderen Augenblick staatenlos und veranlassten uns, die Welt von diesem Augenblick an aus ganz anderer Perspektive zu sehen. Nicht mehr ins Sudetenland zurück? Das hieß doch, wir müssten uns mit dem Gedanken vertraut machen, hier in Schweden zu bleiben. Auch das war überhaupt nicht selbstverständlich. Uns machte die Entlassung aus der tschechischen Staatsbürgerschaft wie gesagt erst einmal staatenlos. Ob dann die Schweden bereit sein würden, uns aus dieser Staatenlosigkeit aufzunehmen und die schwedische Staatsbürgerschaft zu verleihen, war gar nicht selbstverständlich.

Leider kann ich eine Kopie des Entzugs meiner tschechischen Staatsangehörigkeit diesem Bericht nicht belegen. Ich habe zwar aus dieser jetzt schon weit zurückliegenden Phase meiner Lebenszeit doch noch einiges aufbewahrt, aber gerade dieses Schlüsseldokument fehlt mir in meinem Fundus. Im Zuge meiner Umzüge und Familienveränderungen, womit immer verbunden war, dass vieles Wichtige plötzlich weniger wichtig wurde, muss es verlorengegangen sein. Auch das von meiner Frau Franziska habe ich nicht mehr.

23.0 Die Hintergründe für unsere Aufnahme in Schweden und der Hilfsfond

Dass wir gerade Aufnahme in Schweden fanden, ist nicht in geringem Maße der Tatsache zu schulden, dass die SAP (Schwedische Sozialdemokratische Arbeiterpartei) in Schweden die bestimmende war. Eine besondere Rolle spielte ein Zufall, der sich im Herbst 38 parallel zu

den sich überstürzenden Ereignissen in der CSR ergab. Ich meine mich zu erinnern, dass das Treffen der Internationale der SPD-Jugend in den Niederlanden sogar auch im Oktober 1938 stattfand. Daran nahm der Vorsitzende des schwedischen sozialistischen Jugendverbandes Thorsten Nilson teil. Der Jugendverband war schon immer der Brutkasten der Partei für spätere Mandatsträger. Nilson wurde später schwedischer Außenminister. Aus den Niederlanden kam er im Herbst 1938 nach Stockholm mit der Nachricht zurück, in der CSR gäbe es tausend gefährdete SPD-Leute, die aus dieser CSR raus wollten. Er hatte sie vor seiner Rückkehr nach Schweden noch selbst in Prag überprüft; denn er war nicht direkt zurückgekehrt, sondern über Prag geflogen. In Stockholm verkündete Nilson, um den Gefährdeten zu helfen, seien Visa in ausreichender Zahl notwendig. Er veranlasste demzufolge, dass ein Diplomat mit 150 Visa nach Prag geschickt wurde. Sie waren bestimmt, für möglichst arbeitsfähige, gefährdete DSAP-Leute. Außerdem sollten es keine Juden sein. Das schwedische Bürgertum wünschte deren Einwanderung nicht. Unterstützt wurde die Aktion besonders von den Gewerkschaften, auch finanziell.

Nach dem Münchner Abkommen, als unsere Not schon einen Höhepunkt erreichte, besannen sich maßgebliche Kreise der Labour Party auch in Großbritannien zu unterstützenden Maßnahmen. Sie gründeten einen Hilfsfond, dessen Aufgabe es war, so vielen in der CSR gefährdeten Personen wie möglich das Entkommen in ein sicheres Land zu gewährleisten. Daraus wurden die Reisekosten und die Unterstützung im Aufnahmeland bestritten, die in einigen Fällen jahrelang gewährt wurde. Auf diese Weise konnte die Aktion völlig ohne Eigenbeitrag der Betroffenen durchgeführt werden. Anfangs hieß es, das Geld sei später nach einer Zeit der Eingliederung zurückzuzahlen. Tatsächlich hat sich von Seiten der Geldgeber aber niemals jemand um eine Rückzahlung gekümmert. Es war eine großartige, gelungene Hilfsaktion. Heute, im nachhinein, lässt sich das noch viel überzeugender feststellen, als damals als die Aktion ablief; denn wir wissen inzwischen, wie es denen erging, die der Gestapo nicht entkommen konnten, obwohl sie u.U. noch weniger gefährdet schienen als wir (Kap. 14).

Der Hilfsfond und die vielen Stellen, die zum Gelingen der Aktion beitrugen, retteten Tausenden das Leben. Sie bewerkstelligten, dass viele von uns aus Prag ausgeflogen werden konnten. Wenige blieben in England, die meisten gingen nach Kanada. Einer der Wege auch dorthin führte durch Polen über die Ostsee durch das Lager von Eskilstuna und weiter an einen sicheren Ort. Wir waren die ersten gewesen, die ihn gegangen und größtenteils in Eskilstuna geblieben waren. Symbolisches Zeichen für die Gangbarkeit dieses Weges bleibt der Besuch Wenzel Jakschs in Eskilstuna im März 1939 auf seinem Weg nach London. Das Bild füge ich umseitig diesem Bericht bei.

24.0 Die Treuegemeinschaft

24.1 Die Auflösung der DSAP

Die politische Entwicklung im Jahre 43-44 brachte die Zerreißprobe für unsere Treuegemeinschaft. Die war bereits im Frühjahr 1939 von Malmö aus gegründet worden. Dorthin hatte sich 1938 eine Gruppe höherer Funktionäre unserer DSAP flüchten können. Zu ihnen gehörten Karl Kern (Graupen), Ernst Paul (Eichwald) und Florian Weikert

(Karlsbad). Sie übernahmen die Gründungsinitiative zur Treuegemeinschaft, die eine Hilfsorganisation zum Schutz der Mitglieder unserer früheren **Deutschen-Sozialdemokratische-Arbeiter-Partei (DSAP)** aus der CSR der Zwischenkriegszeit sein sollte. Deren Auflösung hatte Wenzel Jaksch mit dem Vorstand noch im Januar 1939 von Prag aus zum Schutz unserer Mitglieder veranlasst, die in ihrer großen Mehrzahl in unseren Sudetengebieten und im Karpatenland zurückgeblieben waren. Die in den Sudetengebieten waren jetzt dem direkten Zugriff der Gestapo ausgeliefert, wie z.B. mein Vater und mein Bruder. Sie konnte ihnen jetzt wenigstens nicht mehr vorwerfen, dass sie der DSAP angehörten.

24.2 Die Gründung

Die Gründung der Treuegemeinschaft (der ehemaligen DSAP-Angehörigen) war durchaus heikel. Eine der Bedingungen unserer Aufnahme in Schweden war, uns politischer Betätigung zu enthalten. Deshalb konnte die Gründung unserer Aufnahmeorganisation natürlich nicht an die große Glocke gehängt werden. Sie geschah und wirkte vielmehr „im Verborgenen“. Wir führten keine Versammlungen durch und hatten Treffpunkte in den Familien. Das ist einer der Gründe, weshalb es von der Treuegemeinschaft wenig Schriftliches gibt. Sie lief im Geheimen ab und hinterließ kaum Spuren.

24.3 Satzung und Tätigkeit

Es gibt eine Satzung. Nach der kann natürlich jedes Mitglied seinen Austritt erklären, der Ausschluss jedoch erfolgt nur durch ein Schiedsgericht. Heute beträgt die Jahresmitgliedschaft 36.- Kronen, in den 50er Jahren noch 12. Im ersten Jahr nach der Ankunft organisierte sie die Schwedischkurse im Volkshaus in Eskilstuna. Bei den Veranstaltungen, in denen wir als Treuegemeinschaft auftraten, führten wir die Fahne des Sozialistischen Jugend Bodenbachs mit. Irgendjemand hatte die Fahne auf der Flucht mitgebracht. Am stärksten waren wir kurz nach dem Krieg. Da hatten wir etwa 2500 Mitglieder. Den Vorstand bildet der Vorsitzende, sein Stellvertreter, der Kassierer und der Protokollant. Der erste Vorsitzende war bis 1948 Ernst Paul. Als der im selben Jahr nach Stuttgart ging, folgte ihm Karl Kern nach, der den Vorsitz dann an Alfred Hauptmann abgab. Von ihm übernahm ich ihn 1978 und habe ihn seitdem inne. 1948 war ich bereits als Protokollant in den Vorstand eingetreten und hatte ihm seitdem immer angehört, heuer also bereits 58 Jahre. Meine Aufgabe ist jetzt, die Treuegemeinschaft zusammenzuhalten. Ich bin einer der letzten 38er.

24.4 Die Schwerpunkte in Schweden

Schwerpunkt der Treuegemeinschaft in Schweden war seit 39, seit unserer Ankunft also, Eskilstuna. 1952 bildete sich ein weiterer in Sandviken, 200 km nördlich von hier. Damals kam noch einmal eine größere Gruppe Sudetendeutscher im Zuge einer Arbeiteranwerbung dorthin. Sandviken ist ein Industrieschwerpunkt, war zu Beginn der fünfziger Jahre im Ausbau begriffen und suchte demzufolge auch Arbeitskräfte im Ausland. Als solche galten Sudetendeutsche. 1952 konnte man offensichtlich noch Sudetendeutsche als mehr oder weniger geschlossene Gruppe aus Deutschland anwerben. Auch in Sandviken ist die Treuegemeinschaft heute im Schwinden begriffen, bildet zahlenmäßig aber immer noch einen Schwerpunkt.

Von heute aus gesehen hatte die Treuegemeinschaft ihre schwerste Krise gleich am Anfang. 1943/44 hatten wir aber schon fast 5 Jahre in

Eskilstuna einträchtig zusammengelebt, immer mit der Gewissheit, nach dem Krieg in die sudetendeutsche Heimat zurückkehren zu können. Just in dem Augenblick, in dem sich ein Kriegsende abzuzeichnen begann, kam nun der tschechische Botschafter und wollte uns erklären, dass es nach dem Krieg keine Rückkehr für uns geben sollte. Dafür erntete er Unglauben und Widerspruch. Wir formulierten, einen Anspruch auf diese Rückkehr zu haben. Unsere Gruppe spaltete sich daraufhin in zwei Lager: Die, die die Rückkehrverweigerung nicht hinnehmen wollten und dies als Verletzung der Obhutspflicht des tschechischen Staates anprangerten und zu denen ich gehörte, und jenen, die sich dennoch mit der Benešfraktion solidarisierten und einfach nicht glauben wollten, dass diese Rückkehr nicht möglich sein sollte. Beide Fraktionen der Treuegemeinschaft bildeten in etwa gleich große Lager. Die Leute wurden sich spinnefeind. Zur Anheizung der Stimmung trug noch bei, dass einige von uns – nicht alle – die schon erwähnte Ausbürgerung erhielten. Die genaue Zahl der Ausbürgerungen wurde nie ermittelt. Dazu war die Kommunikation zu stark gestört. Viele sprachen überhaupt nicht mehr miteinander. Jene, die zur Benešfraktion hielten, traten aus der Treuegemeinschaft aus. Deren Rädelsführer war Josef Zinner. Der lebte aber nicht in Eskilstuna, nicht einmal in Schweden, sondern in England. Zu den Wortführern hier in Schweden gehörte ein gewisser Krejčí. Ich meine mich zu erinnern, dass der in Stockholm wohnte. Hier in Eskilstuna gehörten Pohl und Walter zu ihren Gefolgsleuten (siehe Foto „Lager Slatviken“). Die haben so gegen uns gearbeitet, dass wir sie auch später nicht wieder aufnahmen, als nach dem Krieg die meisten der Ausgetretenen und in Schweden Verbliebenen wieder eintraten.

Diejenigen, die 1944 noch so sicher waren, nach dem Krieg in die „neue“ CSR zurückkehren zu können, erlebten nach 1945 ihr blaues Wunder und kamen 1946, als nach der wilden die systematische landesweite Vertreibung begann, aus dem Staunen nicht heraus. Die wenigsten wagten es, zurückzugehen, von uns in Eskilstuna nur Josef Ladig aus Komotau. Er fuhr sogar nach Prag und sprach mit Beneš. Er hatte keinerlei Erfolg und kam bald enttäuscht zurück. Viel erzählte er nicht.

25.0 Das Kriegsende in Schweden

Während der Kriegszeit arbeitete ich wie schon erwähnt in einer Metallwarenfabrik in Eskilstuna. Ich gehörte auch der entsprechenden Gewerkschaft an. Im Frühjahr 1945 konnte die sich mit den Arbeitgebern nicht über eine angemessene Anhebung des Tarifs einigen. Während der ganzen Kriegszeit war die Anhebung der Löhne unterblieben. Parallel zum Vormarsch der Roten Armee in Russland – bis ins Baltikum – geriet die Gewerkschaft unter den wachsenden Einfluss der Kommunisten. Ich erinnere mich noch, dass es eigentlich in dieser angespannten Situation nicht angebracht war, einen Arbeitskampf zu führen. Bei der Urabstimmung stimmte ich deshalb dagegen. Aber eine knappe Mehrheit entschied anders. Es kam schon im Februar 1945 zum Streik. Die Verhandlungen verliefen so zäh, dass er kein Ende nehmen wollte. Schließlich begann die Gewerkschaft der Streik finanziell zu schmerzen. Für das Geld, das wir erhielten, sollten wir wenigstens Holzfällerarbeit verrichten. Ich wurde mit vier Kollegen aus Eskilstuna in die Wälder bei Trosa geschickt. Das Gebiet liegt von

hier etwa 80 km südöstlich zur Küste hin nördlich von Nyköping. Eisenbahnen führen dort nicht hin. Wir nahmen den Bus. Dann ging es zu Fuß weiter. In der Wildnis stießen wir schließlich zu einer Gruppe von Esten, die hier schon arbeiteten. Sie waren Flüchtlinge wie wir, waren allerdings vor den Russen aus ihrer baltischen Heimat über die Ostsee geflohen. Unter ihnen waren zwei Estinnen, die für die Verpflegung sorgten. Schweden waren also überhaupt keine dabei.

Wir wohnten – besser hausten – in zwei Baracken mit wenig Strom und schon gar keinem Telephon. Die Arbeit war in dem unwegsamen Gelände sehr beschwerlich, die Arbeitsgeräte noch primitiv. Motorsägen hatten wir natürlich keine.

Die Arbeit begann dort Ende April 1945. Es war also noch verhältnismäßig kühl. Verbindung in die Zivilisation gab es nicht. Wie sehr wir da am Ende der Welt waren, merkten wir zufällig erst am 9. Mai. Da erfuhren wir durch einen, der Brot geholt hatte, dass der Krieg am Tag zuvor zu Ende gegangen war. Diese Nachricht regte uns natürlich ganz schön auf, auch die Tatsache, dass wir dieses Ereignis, das wir jahrelang so herbeisehnten, dann doch in der Wildnis verschlafen hatten. Wir brachen unsere Holzfäller-Party erst einmal ab und kehrten in die Zivilisation zurück, die das Kriegsende feierte. Dass es gerade zu dieser Zeit bei uns zu Hause im Sudetenland gar nicht feierlich zuging, konnten wir damals nicht ahnen.

Der Streik währte noch den ganzen Mai über und wurde erst im Juni zu für die Gewerkschaft wenig günstigen Bedingungen beendet. Schließlich hatten wir von der Gewerkschaft überhaupt keine Unterstützung mehr erhalten. Ihr war das Geld ausgegangen. Wir bekamen nur das Geld, das uns die Forstbehörde für unsere Holzfällerei zahlte.

26.0 Die Ausweisung meiner Eltern

Von Schweden aus beobachteten wir in postalischer Kommunikation, wie auch meine Eltern sich bis 1946 vergeblich gegen die Ausweisung stemmten. Sie gehörten zu den letzten, die unsere Heimatstadt verließen. Sie hatten sich schließlich selbst zu dem Antifaschistentransport im Spätherbst angemeldet. Aus dem Brief meines Vaters, den ich umseitig diesem Bericht beifüge, ist ein Motiv für die freiwillige Ausreise ablesbar, das sicher für viele der bis zuletzt Verbliebenen zutreffen mag. Es ist einfach die soziale Vereinsamung. Wenn sich Häuser und Gassen leeren, kulturelle Strukturen zerstört sind, lösen sich wesentliche Bestandteile dessen, was man Heimat nennt, auf. Meine Eltern zogen es vor, dann den anderen ins Ungewisse zu folgen. Gewiss war nur, dass sie dort unter Deutschen leben konnten, aber auch, dass das Land zerstört war und viele Menschen hungerten. Ersteres wog bei den meisten offenbar mehr. Sie wollten lieber unter Landsleuten sein, als unter wenigen Zurückgebliebenen oder gar den Tschechen ausgeliefert und nahmen dafür beengtes Wohnen und das Auskommen mit nur wenigem in Kauf. Ende 1946 schlossen sich meine Eltern einem Antifaschistentransport nach Bayern an. Er wurde von Frau Günzel organisiert und kam nach Waldkraiburg. Dort waren damals bereits viele Vertriebene. Einige hausten in den Bunkern der ehemaligen Munitionsfabrik.

Meine Eltern fanden zunächst Aufnahme in einer Baracke. Noch 1946 erhielten sie eine Einzimmerwohnung auf einem Bauernhof in

Graslitz den 15.10.46

Liebern Kinder,

Ich teile Euch mit das wir immer noch hier sind. Heute hätten wir das es noch 4. Wochen dauert. Im Mai hatt man schon gehofft, aber bis Heute sitzen wir noch hier, und ist sehr zweifelhaft, ob es noch in 4. Wochen Ernst wird, denn ich glaube es schon nicht mehr. Jetzt hatt es geheissen, wir fahren per Auto, und haben schon Wochenlang gepackt, jetzt ist es schon wieder umgeworfen, und soll wieder mit der Bahn abgehn. Das ist doch Lächerlich oder Naererei, denn es kommt einem schon die Wuth. Mann hätte sich können doch noch etwas Holz eintragen, aber wenn es einmal Schnee giebt, dann hatt es auch ein Ende. Hier wissen wir das wir keine Rosige Zeit drüber finden, aber wenn es so sein muß, so muß man es eben durchmachen. Desgleichen ist es mit Riedl Leib, denn Liehn sie auch solange herum, mit seinen Heiraten. Am 5. d. M. war er nochmals bei uns, ist nochmal von Prag hergefahren, und war 6. Stunden bei uns. Er hatt die Absicht Euch zu besuchen, ob noch was daraus wird, denn es wird ja sein geld wenig, vielleicht hatt es nicht mehr genug zur Heimreise. Bei uns schaut es schon Leer aus, weil schon 17 Transporte abgegangen sind, die Praser sind Leer, Abernd um 9 Uhr sieht man auch niemanden mehr auf der Gasse. Tony von Glasberg ist auch schon fort, Marie geht mit uns. Max ist nicht frei, und hatt sich jetzt eine Liege angeschafft. 3. Zeugnisse haben wir dir geschickt, hast sie bekommen? Schreib mir, denn wir wissen, du wirst Danken, wir sind schon drüber. Weber ist jetzt auch mit fort, aber seine Frau schon früher.

Nun schliesse ich mein Schreiben mit vielen Grüessen an Euch
alle Eure Eltern

Brief meines Vaters Richard kurz vor der Vertreibung aus Graslitz im Spätherbst 1946. So belanglos die Nachrichten heute erscheinen mögen, die Vater uns danach Schweden berichtet, so ergeben sie doch ein informatives Stimmungsbild zur Lage der letzten Deutschen in der Heimat vor dem Abtransport. Erschütternd ist jedenfalls, wie die Eltern sich noch schwer tun, das Unglaubliche der Vertreibung zu begreifen. Einmal wollen sie dabei sein, weil sie hinter den anderen zurückbleiben. Andererseits spielen sie noch mit den Gedanken, Holz einzutragen. „Drüben“ meinen sie, „keine rosigen Zeiten“ durchmachen zu müssen, was auch darauf verweist, dass sie an Rückkehr nach Graslitz denken. — 36 —

Einige ihrer Nachrichten sind interessant, u.a. die über **Josef Riedl**, dem im Oktober 1938 wie Franziska und mir die Flucht nach Prag geglückt (Bild S. 9) und der dann nach Kanada gelangt war. Er weilte zu 1946 wieder in Prag, um seine Liebste, Marie Zelenová, eine Tschechin, zu heiraten. Er hatte sie damals im Oktober 1938 in Vitovice kennengelernt, als wir dort in der als Graslitzer Lager umfunktionierten Molkerei auf unsere Ausreise warteten. Er war nun, im Herbst 1946 aus Kanada herübergekommen, um Marie mit über den großen Teich zu nehmen. Das und auch der bei uns in Schweden beabsichtigte Besuch, worauf hier im Brief hingewiesen ist, gelang damals nicht. Aber die beiden fanden sich dann doch in Kanada. Wir haben uns nie wieder gesehen. In den sechziger Jahren verloren wir uns aus den Augen.

Für diesen Bericht ist noch die letzte kurze Bemerkung interessant. Mit „Weber“ ist **Prof. Emil Weber**, mein Lehrer aus der Graslitzer Musikfachschule gemeint. Obwohl er überhaupt keine Parteigröße war, hatten ihm die Tschechen, die beim Umsturz in Graslitz das Regiment führten, übel mitgespielt. Sie steckten ihn ins Graslitzer Gefängnis und misshandelten ihn dort. Vater musste seinen ganzen Einfluss als Antifaschist gegenüber diesen Tschechen geltend machen, um Prof. Weber Erleichterungen zu verschaffen und die Entlassung zu erreichen. Das gelang ihm offenbar erst, als Prof. Webers Frau schon vertrieben war. So ist dieser Brief doch eine kleine Fundgrube.

Gundelprechting am südlichen Innufer in der Nähe von Waldkraiburg. Im Sommer 1947 kam auch Max mit seiner Frau noch nach Waldkraiburg, fand danach aber bald eine Wohnung in Weilheim südlich des Ammersees im bayrischen Voralpenland. Eine Aufnahme in Schweden für Sudetendeutsche war damals ganz unmöglich. Es gab keinen Zuzug für Vertriebene. Familienzusammenführung konnten wir nicht in die Wege leiten, weil wir selbst nach dem Entzug der CSR-Staatsbürgerschaft staatenlos waren und nur einen geduldeten Status hatten.

27.0 Unsere schwedische Staatsbürgerschaft

Wir sahen bald, wie schlecht es unseren Landsleuten zu Hause ging, zunächst zunehmend in der Heimat und noch schlimmer nach der Vertreibung in Bayern. Von Schweden aus halfen wir, so gut es ging. Vor allem schickten wir zahllose Päckchen, privat und auch im Rahmen der Treuegemeinschaft. Die Erkenntnis der Not in Deutschland machte uns deutlich, wie gut es uns in Schweden ging.

Die Rückkehr in die CSR war uns verwehrt. Die Alternative wäre gewesen, in das zerstörte Westdeutschland zu gehen und uns dort unter die Vertriebenen einzureihen. Obwohl wir gleich wussten, was für eine Verschlechterung das für uns gewesen wäre, spielten wir in den ersten beiden Nachkriegsjahren durchaus mit dem Gedanken. Wir fühlten uns noch jung, meinten mit aufbauen zu können und das Leben noch vor uns zu haben, wenngleich – wie gesagt – eine Niederlassung im zerstörten Deutschland wenig erstrebenswert gewesen sein mag. Dieserhalb korrespondierten wir damals auch mit Ernst Paul, dem Vorsitzenden der Treuegemeinschaft. Er hielt sich öfter in Deutschland auf und wir meinten deshalb, er könne kompetente Auskunft erteilen. Er riet uns ab, nach Deutschland zu übersiedeln. Die Not sei groß und die Zukunft ungewiss. Ausschlaggebend war sein Hinweis, dass wir eigentlich von Schweden aus auch unseren Verwandten helfen könnten.

Die schlechte Lage war also ein Grund, der uns schließlich abhielt, nach Deutschland zu gehen. Stattdessen bemühten wir uns um die

Dotazník pro antifašisty Fragebogen für Antifaschisten

Jméno: Marie Seidl
Name:

nar. 27. 4. místo: 1889 Elberbach
Geburtsdatum: Geburtsort:

příslušnost, obec, okres: Graaslitz národnost: Deutsch
Heimatzuständig, Gemeinde, Bezirk: Nationalität:

povolání: Werklerin školní vzdělání: 5. kl. Volksschule
Beruf: Schulbildung:

nynější bydliště: Graaslitz okres: Graaslitz
jetšíger Wohnort: Bezirk:

v jakém závodě anebo instituci do r. 1939 jsi pracoval: Heimarbeit
In welchem Betrieb oder Institution bis 1939 gearbeitet:

v jakém závodě anebo instituci po r. 1939 do dnešního dne jsi pracoval: Lehrerin
In welchem Betrieb oder Institution nach 1939 bis jetzt gearbeitet:

byl jste ve službách čsl. armády: /
Standen Sie im Dienst der čsl. Armee:

služební hodnost a služební doby:
Dienstgrad und Dienstzeit:

sloužil jste v něm. armádě (služební hodnost a udání doby): /
Haben Sie in der Deutschen Wehrmacht gedient (Dienstgrad und Dienstzeitangaben):

v jakém úseku jste bojoval: /
An welcher Front gekämpft:

byl jste před 10. X. 1938 členem fašistické strany (SDP): nein
Waren Sie vor dem 10. X. 1938 Mitglied einer fasch. Partei (SDP):

od kdy, kde a jakou funkci jste zastával: /
Seit wann, wo, welche Funktion bekleidet:

byl jste po 10. X. 1938 členem nějaké fašistické strany (NSDAP); kde: nein
Waren Sie nach dem 10. X. 1938 Mitglied der fasch. Partei (NSDAP) oder in einer ihrer Gliederungen:
wie lange: wo:

sdělte nám Vaši činnost a funkce v této skupině: /
Berichten Sie über ihre Tätigkeit und Funktion in derselben:

byl jste před 10. X. 1938 členem antifašistické strany nebo proletářské organizace (sportovního klubu, Společenstva
Bratrství, Svaz přátel SSSR): ve které a kde:

Waren Sie vor dem 10. X. 1938 Mitglied einer antifaschistischen Partei oder prolet. Massenorganisation: (Sportverein, Genos.
senschaft, Solidarität, Bund der Sowjetfreunde): In welcher und wo:

Sozialdemokratisches Frauenorganisation von 1911-1938

Ähnlich wie wir in Schweden dachten auch die deutschen Antifaschisten im Sudetenland lange, dass ihr Einsatz für den Erhalt der Tschechoslowakei von den Tschechen honoriert würde. Dieser Fragebogen für Antifaschisten hat sich im Nachlass meiner Eltern erhalten. Er ist mit Vaters Schrift auf den Namen meiner Mutter ausgestellt. Wahrscheinlich genügte den Tschechen der Fragebogen, den Vater für sich ausgefüllt hatte. Es ist ein glücklicher Zufall, dass sie Mutters nicht

weggeworfen, sondern mit in die Vertreibung genommen haben. Unter anderem zeigt er, was die Tschechen von einem deutschen Antifaschisten wissen wollten und zudem, wie meine Eltern gleich anfangs im Juli 45 bemüht waren, sich als Antifaschisten auszuweisen. Meinen Eltern brachte das Erleichterungen. Nach den Benešdekreten hätte ihnen sogar der Verbleib in der Tschechei eingeräumt werden müssen, worauf meine Eltern aber verzichteten, als sie schon im Herbst 1946 feststellten, dass sich „ihr Graslitz“ mehr und mehr leerte. Sie schlossen sich selbst einem Transport für Antifaschisten an. Die Ausweisungsvergünstigung bestand lediglich darin, dass bei dem Hab und Gut, das sie mitnehmen durften, die tschechischen Milizionäre in der Regel nicht noch einmal willkürliche Konfiskationen vornehmen durften.

Mit dieser freiwilligen Ausreise kamen meine Eltern der tschechischen Machtelite um Beneš zuvor, die sich nur wenig um die eigenen Dekrete scherte und in den folgenden Monaten in der Regel auch die deutschen Antifaschisten vertreibt. Die meisten gelangten dadurch in die SBZ. Insofern hatten **meine Eltern** noch eine glückliche Entscheidung getroffen; denn ihr Transport ging in die amerikanische Zone. Sie kamen **nach Waldkraiburg in die Nähe von Mühldorf**.

Den Fragebogen musste ich verkleinern, um ihn hier so vollständig abbilden zu können, die Rückseite sogar verkürzen. Es fehlt aber kein Wort.

byl jste členem odborové organizace: u které a kde: *keine*
Waren Sie Mitglied einer Gewerkschaft, welcher und wo:

sdělte nám svoji činnost v antifašistickém hnutí od 10. X. 38 až do osvobození:
Berichten Sie über ihre antifasch. Tätigkeit vom 10. X. 38 bis zum Tage der Befreiung der CSR:

byl jste pronásledován, trestán za Vaši antifašistickou činnost: kdy: *nikdy pozorován*
Erlitten Sie Verfolgung, Strafe für ihre antifasch. Tätigkeit: wann:

jak jste byl trestán:
welche Bestrafung:

jaké doklady, resp. svědky můžete uvésti:
Welche Beweise, bezw. Bürgen können Sie anführen:

moje Partisanovské

Prohlašuji, že veškeré výše uvedené údaje se zakládají na pravdě a přísl. doklady mohu kdykoliv předložit.
Ich erkläre an Eides Statt, daß sämtliche obige Angaben der vollen Wahrheit entsprechen und von mir jederzeit durch Beweismittel bestätigt werden können.

13. 7. 1945.

potvrzeno komisí:
Bestätigung der Kommission:

podpis:
Unterschrift:

Leisl Maria - 39 -



Am **Sudetendeutschen Tag 1978 am Heldenplatz in Wien** bei der Hauptkundgebung. Ich, **Otto Seidl**, sitze neben meiner **Lebensgefährtin Monika Sandberg** in der ersten linken Reihe am rechten Rand. Auf der gegenüberliegenden Seite vorn rechts sitzt auf entsprechendem Platz **Otto von Habsburg**, neben ihm der **Fürst von Liechtenstein**.

Ich war zweimal auf Sudetendeutschen Tagen. Einmal eben in Wien und ein andermal in Nürnberg.

schwedische Staatsbürgerschaft. Im Jahre 1947 ersuchten wir darum. Wir hatten ohnehin eine der Bedingungen für die Erlangung erfüllt, nämlich sieben Jahre im Lande zu leben. Sehr bald im Frühjahr 1948 erhielten wir sie.

28.0 Die Reise nach Bayern in Vierzonendeutschland

Voraussetzung für eine Reise ins Ausland war ein Pass. Als Staatenlosen hätte man uns keinen erteilen können. Dieser Status war nun mit der Erteilung der schwedischen Staatsbürgerschaft beendet. Wir beantragten unsere Pässe und beschafften uns die Einreisevermerke in die englische und amerikanische Zone des besetzten Vierzonendeutschland.

Wir wollten unsere Eltern besuchen. Seit dem Sprung aus dem Zug im Mieser Bahnhof am 3. Oktober 1938 hatte ich mit meinen Eltern nur postalischen Kontakt gehabt. Außerdem war Sven geboren worden. Der war inzwischen schon 9 Jahre und die Eltern hatten ihn noch nicht gesehen. Der Pass bot nun die Möglichkeit des Besuches der Eltern in Deutschland.

Die wohnten inzwischen, wie in Kapitel 26 vermerkt, in Gundelprechting in Bayern. Um zu ihnen zu gelangen, mussten wir durch die englische Zone hindurch in die amerikanische fahren bis in den Südosten Bayerns. Über Dänemark und die Grenze bei Flensburg in Schleswig-Holstein reisten wir in ein zerstörtes Land ein. Not und Verwüstung

waren die prägenden Eindrücke. Gleich bei der Einfahrt hinter der Grenze kamen bettelnde Kinder an den Zug. Sie wurden von Eisenbahnern mit Hunden verjagt. Besonders Hamburg, Würzburg und Nürnberg sind mir als ausgebrannte Städte in Erinnerung, natürlich auch weil wir sie auf unserer Reise berührten.

Erst in Deutschland stellten wir fest, dass wir unsere Reise zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt machten. Es war kurz vor der Währungsreform und es gab noch keine funktionierende Geldwirtschaft. Wir konnten also kein Geld tauschen, auch Dollar nicht. Von einem Bekannten konnte ich zehn Dollar tauschen. Das war unser Bargeld. Wir lösten das Problem teilweise, indem wir mitnahmen, was in Deutschland rar war: Lebensmittel und Zigaretten. Für letztere bekam man fast alles. Wir versuchten, unsere Eltern so wenig wie möglich mit unserem Besuch zu belasten. Ich wohnte deshalb hauptsächlich bei meinen Eltern und Franziska bei ihnen.

Die Eltern holten uns in Waldkraiburg am Bahnhof mit einem Leiterwag ab. Natürlich war die Wiedersehensfreude nach fast zehn Jahren groß. Meine Eltern hatten sich stark verändert. Im ersten Augenblick hätte ich sie fast nicht wiedererkannt. Wir blieben eine Woche und reisten dann noch einige Tage zu meinem Bruder nach Weilheim. Dann fuhren wir wieder nach Schweden zurück, erleichtert, weil wir hier doch in einer von Not und Zerstörung unberührten Welt leben konnten, voller Sorgen, weil wir unsere Lieben in einer solchen zurücklassen mussten.

29.0 Der Tod der Eltern und des Bruders

Meinen Vater habe ich damals zum letzten Mal gesehen. Er verstarb bereits 1956 und ist in Waldkraiburg auf dem Friedhof begraben. Mutter wurde 1957 sterbenskrank. Um sie noch einmal zu sehen, reiste ich nach Gundelprechtling. Ich konnte ihr noch Lebewohl sagen, musste aber eine Woche später zurückreisen. Als sie einen Monat später verstarb, war mir eine erneute so weite Reise nicht möglich. Sie ruht an Vaters Seite am dortigen Friedhof. Die Auflösung der Wohnung konnte ich nicht selbst vornehmen. Unter den Papieren, die ich damals aus ihrem Nachlass zugesandt erhielt, befand sich u.a. der Antrag meiner Mutter auf Anerkennung als Antifaschistin an die tschechische Behörde, den ich vorseitig beigefügt habe. Wie sehr er kurioses Zeitdokument ist, habe ich im zugehörigen Text beschrieben.

Mein Bruder verstarb noch im selben Jahr an Lungenkrebs in Weilheim.

30.0 Im Dienste der Städtepartnerschaft Eskilstuna – Erlangen

Als „Tschechen“ waren wir 1938 nach Schweden gekommen. Das Erlernen des Schwedischen befähigte uns bald, uns immer mehr im Land zu integrieren. Darüberhinaus ermöglichte mir das aber auch, meine Beheimatung in der deutschen Kultur beruflich und ehrenamtlich zu nutzen. Ich stellte mich zur Verfügung, wenn deutsche Reisegruppen in Eskilstuna bzw. in Schweden zu führen waren oder wenn schwedische nach Deutschland begleitet werden mussten.

Auf diese Weise erlebte ich mit, wie es 1961 zur Gründung der Städtepartnerschaft Eskilstuna-Erlangen kam. Sie ging von Siemensvorstandsmitglied Arne Feichtinger aus, der als Generalvertreter für Siemens in Schweden die Svenska-Siemens betreute. Er traf Svante Lundquist im Parlamentsrestaurant in Stockholm und regte die Partnerschaft mit Eskilstuna an. In Erlangen

„Sind sie nicht Herr Seidl?“ So sprach mich im Sommer 1990 Erna Schuh in der Schönwerther-Loh an. Das war wie eine Stimme aus einer versunkenen Welt. Wohl 52 Jahre zuvor mochte ich sie zum letzten Mal gehört haben, bevor wir Ende September 1938 Graslitz (Kraslice) hatten verlassen müssen. Erna Schuh war damals ein sechzehnjähriges Mädchen gewesen, die Schwester von Max Schuh, der zwar zu den politisch nicht engagierten aber immerhin zu meinem jugendlichen Umgang in der Schönwerther Loh gehört hatte. Als Erna 1990 vor mir stand, war inzwischen aus ihr längst eine Erna Koubová geworden und als sie mich überrascht und freundlich ansprach, tat sie das auch nicht in der Schönwerther Loh, sondern in der Zapadin ulice in Kraslice. Als wir uns unterhielten, trat Herr Koubov aus dem Haus. Er machte einen verlotterten Eindruck. Die Hose hatte er mit einem Seil zusammengebunden. Aus der Korrespondenz mit ihr ahne ich inzwischen, wie schwer ihr Los gewesen sein muss. Sie pflegt noch einen behinderten Sohn und ihr Haus konnte sie nur zurückkaufen, weil sie einen Tschechen geheiratet hatte. Vor dieser Zeit war sie noch eine verheiratete Ernstberger gewesen. Heute darf sie sich wenigstens als Deutsche bekennen, ohne sich fürchten zu müssen. Sie bezieht die Zeitung des Graslitzer Heimatkreises.

Ihr danke ich das freundliche Willkommen in der Schönwerther Loh 1990. Die Straße gibt es noch. Die heutigen Bewohner der Zapadin ulice schauen aber lieber weg als zu grüßen.



konnte er den CSU Oberbürgermeister Dr. Heinrich Lades gewinnen, der die Idee in seiner Stadt populär machte. Am 8. Juni 1961 hatte eine Delegation aus Eskilstuna mit den Honoratioren der Stadt Erlangen die Partnerschaft begründet, die erste zwischen einer schwedischen und einer deutschen Stadt. Schon im folgenden Juli reisten wir mit 85 Leuten in zwei Bussen mit der gesamten Stadtkapelle Eskilstuna nach Erlangen, um die Partnerschaft „mit Leben zu erfüllen“. Wir fuhren dann noch weiter zu einem Aufenthalt nach Tirol. Auf diese Weise hatten wir aber einen Anfang gesetzt in einer kommunalen Beziehung, die bis heute floriert.

Damals waren unsere Dienste bei Übersetzungen und Führungen sehr gefragt. Ich selbst bin dieser Sache bis heute treu geblieben und habe inzwischen viele Male Delegationen der Stadt Eskilstuna nach Erlangen begleitet, wo ich selbst über die Jahre immer wieder liebe Freunde gewonnen habe. Zuletzt war ich erst im November 2005 in dieser Sache in Erlangen.

Einer der Höhepunkte der Partnerschaft war zweifellos das 25jährige Jubiläum 1986 in Eskilstuna. Zu den Feierlichkeiten reiste die Erlanger Delegation in einem Sonderzug nach Eskilstuna an, der erste, der jemals aus Deutschland nach Schweden fuhr. Svante Lundquist war damals noch Bürgermeister von Eskilstuna und empfing Oberbürgermeister Dr. Dietmar Hahlweg an der Spitze der deutschen Gäste. Mit ihm verstand ich mich besonders gut. Er war Sozialdemokrat wie ich und seiner Herkunft nach Ostpreuße, verstand also auch diesen Teil historischer Vertriebenenproblematik, auf den nicht jeder deutsche Politiker souverän ungestörten Zugriff hatte. Er war eine besonders eindrucksvolle Persönlichkeit. Das tat auch der Partnerschaft gut. Ich konnte das beobachten. Sie gedeiht wie gesagt weiter. Bis zum 50jährigen Jubiläum sind es nur noch fünf Jahre.

31.0 Meine Familie

Mit meiner Frau Franziska war ich den schweren Weg aus Graslitz nach Schweden gegangen. Im August 1939 wurde uns Sven geboren, sodass wir die ersten Jahre in Schweden zu dritt waren. Leider kam es 1950 zu einem Zerwürfnis zwischen Franziska und mir, das zur Scheidung führte. Sven blieb bei ihr, studierte ab 1958 in Stockholm Maschinenbau und wurde Ingenieur.

Britta kannte ich bereits aus dem Symphonieorchester. Nun zeigte sich, dass uns nicht nur die Musik verband. Wir heirateten 1952. Zuerst wohnten wir in einer Zweizimmerwohnung. Damals gelang es uns bald, Geld aus dem deutschen Lastenausgleich zu bekommen. Wir hatten in Deutschland einen Rechtsanwalt, der die Erlangung für uns betrieb. Ich erhielt 10.000 DM. Von diesem Betrag gab ich der Treuegemeinschaft 2000.-. Die 8000.- waren immerhin 40.000 Kronen und bildeten den Grundstock für das Haus, das wir zusammen Ende der 50er Jahre in der Bragegatan (Straße) bauten. In dieser Zeit wurden uns vier Kinder geboren, 1954 Walter, 1957 Brigitta, 1959 Stefan und 1960 Monika. Sie studierten alle bzw. erlernten einen Beruf, in dem sie erfolgreich sind.

Leider gab es in der Ehe mit Britta Mitte der 70er Jahre so starke Spannungen, dass wir meinten die Scheidung nicht zu vermeiden können. Dazu kam es 1976. Damals kannte ich bereits Monika Sandberg. Mit ihr zog ich zusammen. 1978 wurde uns Ulrika geboren. Sie kam schon im neuen Haus zur Welt, das ich bereits 1976 im Skräddarevagen gebaut hatte. Leider ging es mit Monika 1991 auch auseinander. Ulrika folgte ihr zunächst, zog aber zu mir, als sie volljährig war. Sie studiert jetzt Staatswissenschaften in Malmö, kommt aber in der Regel einmal im Monat hierher in den Skräddarevagen und schaut nach mir, wofür ich ihr sehr dankbar bin. Da ich mit Monika nicht standesamtlich verheiratet war, trug Ulrika ursprünglich den Namen Ulrika Sandberg. Sie hat ihn jetzt ergänzt in Seidl-Sandberg. Das hat mich so gefreut, dass ich es der Erwähnung hier für wert erachte. Ich sehe darin ein Bekenntnis zu mir. Darüber freut man sich eben, wenn sich mit fortschreitendem Alter die Reihen derer immer mehr lichten, mit denen man vor Zeiten einmal durchs Leben gegangen ist.

32.0 Worte zum Schluss

Seit bald 68 Jahren lebe ich in Schweden. Ich bin noch Schwede sudetendeutschen Ursprungs, meine Kinder aber sind alle Schweden mit höchstens einigen deutschen Wurzelfasern bei diesem oder jenem.



Der größte Teil meiner Kinder- und Enkelschar mit mir allein und ohne auch nur eine der Frauen, die mir eigentlich zu diesem Segen verholfen haben. Das Bild entstand im Februar 1999 im Skräddarevagen 4 in Eskilstuna, meinem Heim, in dem ich jetzt allerdings oft ganz allein wohne. Die meisten meiner Kinder haben inzwischen ihre eigenen Häuser. Meine Jüngste allerdings, **Ulrika** (1978), kommt einmal im Monat aus Malmö und schaut, wie es mir geht. Auf dem Bild steht sie gleich rechts neben mir. Links hinten steht meine Tochter **Monika Palm** (1960). Rechts neben ihr vor dem Bild **Agneta**, die Frau von **Sven** (1939), meinem Ältesten, der rechts neben ihr steht. Neben ihm wiederum, der größere, ist **Stefan** (1959) und weiter rechts mein Enkel **Richard** (1982), Stefans Sohn. Ganz rechts schaut gerade noch **Walter** ins Bild (1954). Links neben Ulrika schaut Philip (1983), der Sohn von Monika heraus. Direkt hinter mir steht **Brigitta Seidl-Levanter** (1957), neben mir die liebe **Julia** (1993), die Tochter von Walter, dahinter ihr Bruder **William** (1989), neben ihm vor ihrer Mutter Monika ihre Tochter **Alice** (1991).

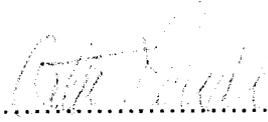
Sie sind nur selten stark genug, um diese zurückzuverfolgen und Fragen nach diesen Ursprüngen zu stellen. Die Zeit naht heran, da werde ich nicht mehr selbst da sein, um Fragen zu beantworten, die dann vielleicht doch noch gestellt werden. Um auch noch Kindeskindern möglich zu machen, Antworten zu finden, habe ich diesen Bericht verfasst, schon für meine Enkel.

Ich habe ihn so aufgeschrieben, dass er über die Familie hinaus für alle jene informativ ist, die sich gegenwärtig und künftig damit befassen, etwas über die Epoche zu erfahren, die jetzt schon vor über zwei Generationen abgelaufen ist und die auf so dramatische Weise in Europa mehr verändert hat als sonst Jahrhunderte zuvor. Darüber Wahrheitsgemäßes zu erfahren, wird künftigen Generationen nicht leicht sein. Mein Bericht soll dazu beitragen, das zu ermöglichen. Ich habe mich bemüht nach bestem Wissen zu berichten. Deshalb bin ich

auch Gerolf Fritsche so dankbar, dass wir alle Fakten und Geschehensabläufe im Gespräch noch einmal kritisch geprüft und erst dann in den Bericht aufgenommen haben. Das zielt darauf, ihn als Zeitzeugnis in Archiven und historischen Instituten zu hinterlegen. Ich bitte Herrn Fritsche, das zu veranlassen.

Nach bestem Wissen und eingehender Überlegung berichtet.

Eskilstuna, am 20. März 2006



.....
(Otto Seidel)

**33.0 Inhaltsübersicht des Berichts von Otto Seidl
Deutscher Sozialdemokrat in der CSR der Zwischenkriegszeit,
die Rettung nach Schweden,
von Beneš verraten,
als deutscher Schwede in der neuen Heimat eingebracht.**

- 1.0 Kindheit während des 1. Weltkrieges
- 1.1 Der Umzug
- 1.2 Mein Vater
- 1.3 Der Kaiser kommt nach Graslitz (Kraslice)
- 1.4 Das Ende des Ersten Weltkrieges
- 2.0 Die Volks- und Bürgerschule
- 3.0 Meine Ausbildung zum Instrumentenbauer und Musiker
- 4.0 Flötist im Symphonieorchester
- 5.0 Not im Sudetenland
- 5.1 Entlassung und Arbeitslosigkeit
- 5.2 Mutter schafft das Brot
- 5.3 Stöcke zu Hausbrand
- 5.4 Der „Volkswille“ und der Instrumentenbau bringen mich wieder in Arbeit
- 6.0 J. Erben
- 7.0 Die Tschechen, die Deutschen und wir von der DSAP mittendrin
- 8.0 Henlein spricht – nicht
- 9.0 „Es wird euch an den Kragen gehen!“
- 10.0 Die Flucht der Graslitzer DSAP am 22. September 1938 nach Chodau (Chodov)
- 11.0 Die Entführung des eigenen Motorrads nach Chodau – ein gefährliches Unterfangen
- 12.0 Der Einmarsch der Freischaren in Graslitz am 27. September 1938
- 13.0 Ausgeliefert –Der Sprung aus dem Zug rettet uns vor dem Zugriff der Gestapo
- 14.0 Von denen, die nicht sprangen bzw. nicht springen konnten
- 15.0 Verzweifelte Flucht nach Nové Strašecí
- 16.0 Die tschechische Marktfrau bringt uns in die geschlossene Stadt Prag
- 17.0 Im Graslitzer Flüchtlingslager Vítovice bei Prag
- 17.1 Die Registrierung zur Ausreise
- 17.2 Die polizeiliche Verfügung: Sie müssen die CSR sofort verlassen
- 17.3 Meine Flöte
- 17.4 Die Auslöse und der Verkauf der Java
- 18.0 Die Reise nach Schweden
- 19.0 Doppelte Ankunft: Wir in Schweden, Sven bei uns
- 20.0 Schwedisch lernen
- 21.0 Arbeiten und Musizieren in Eskilstuna
- 22.0 Tschechen in Schweden, die nur deutsch sprechen
- 22.1 Immer noch im Visier der Gestapo
- 22.2 In der „Obhut“ der tschechischen Botschaft
- 22.3 Der Bruch
- 23.0 Die Hintergründe für unsere Aufnahme in Schweden und der Hilfsfond
- 24.0 Die Treuegemeinschaft
- 24.1 Die Auflösung der DSAP
- 24.2 Die Gründung
- 24.3 Satzung und Tätigkeit
- 24.4 Die Schwerpunkte in Schweden
- 25.0 Das Kriegsende in Schweden
- 26.0 Die Ausweisung meiner Eltern
- 27.0 Unsere schwedische Staatsbürgerschaft
- 28.0 Die Reise nach Bayern in Vierzonendeutschland
- 29.0 Der Tod der Eltern und des Bruders
- 30.0 Im Dienste der Städtepartnerschaft Eskilstuna – Erlangen
- 31.0 Meine Familie
- 32.0 Worte zum Schluss
- 33.0 Inhaltsübersicht